This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

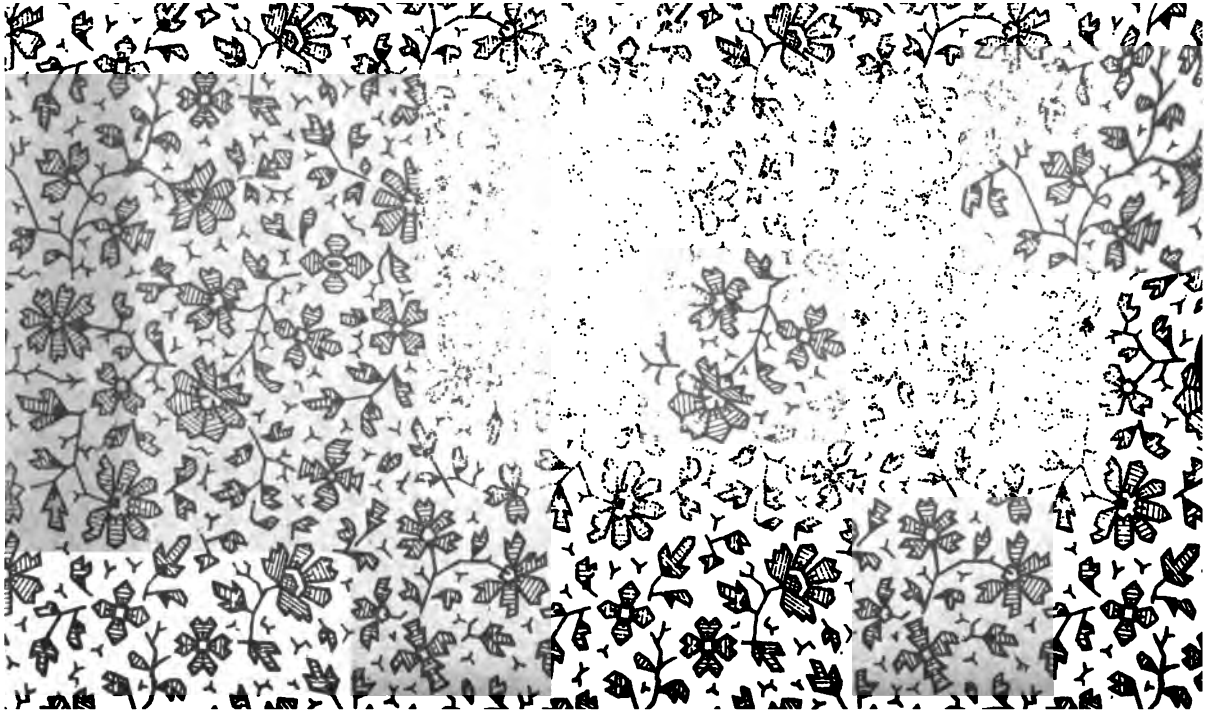
Das Kind.

370.212
S472
1912

SCHOOL OF EDUCATION
LIBRARY

EDUCATION
BOOK PURCHASE
FUND

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



376217

Das Kind.

Das Kind.

Tagebuch eines Vaters.

Zweite
vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig,
H. Hartung & Sohn.
1876.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.

A53333
C

AUG 9 1901

Ein Wort

zur zweiten Auflage.

Nicht ohne ernste Bedenken und nur nach längerem Zögern hat der unterzeichnete Verfasser dieses Tagebuchs, das nun in zweiter Auflage erscheint, dasselbe der Oeffentlichkeit übergeben. Eine leicht erklärbare zarte Scheu hielt ihn immer davon zurück, wenn er sich auch oft sagte, daß ein solches Werk nicht ohne einigen Erfolg in den Kampf unsrer Zeit gegen den Materialismus eingreifen könnte. Er hoffte dann, daß es manche schwankende Seele ermuthigen, manches verletzte Herz trösten, manchen geblendeten Geist wieder gewinnen und versöhnen würde; in der sittlichen Wärme, die vom Familienherde ausgeht, sah er eine der belebendsten Quellen der sittlichen Wiedergeburt unsrer Zeit.

Die trotzdem wieder auftauchenden Bedenken überwand die Stimme eines Freundes, den der Genius der Familie schon so oft zu herzlichen Liedern und werkthätiger Liebe begeistert hat, Friedrich Hofmann, der Herausgeber des Thüringer „Weihnachtsbaum für arme Kinder" und Dichter der „Kinderfeste." Die freundliche Aufnahme, die das Buch gefunden hat, scheint auch den Schritt zu rechtfertigen. Sind doch, wie schon im ersten Vorwort angedeutet wurde, die Scenen häuslichen Glückes,

deren Schilderung anfangs nur ein Familienvermächtniß bleiben sollte, so allgemein menschliche, daß sie jeder Familie haben begegnen können, den meisten gewiß auch begegnet sind. Wirklich wurde ihm denn auch geschrieben: „In diesem Buche ist zu Tage gefördert, was in vielen Herzen unverstanden schlummert und nicht immer zum klaren Selbstbewußtsein kommt."

Diese freundliche Aufnahme hat nun auch dem Verfasser gestattet, der neuen Auflage das Gedicht voranzustellen, das die „Gartenlaube" im vorigen Sommer mit seinem Namen gebracht hat, und dadurch in unmittelbaren Verkehr mit dem Leser zu treten; von ihm sind auch die übrigen Poesieen und Uebersetzungen, bei denen der Autor nicht genannt ist. Bei dieser Gelegenheit kann er nicht umhin, ein Wort des Dankes auszusprechen. Der geachtete Tonkünstler, dem die beiden Sonette (S. 173) gewidmet sind, ist Herr Friedrich Dolmetsch in Nantes, wo er, ein geborner Züricher, die deutsche Musik würdig vertritt; an seinem Herde, dem schönen Vorbilde dessen, den der Verfasser dieses Buches sich später selbst gründete, hat er den Verbannten die Bitterkeiten des Exils so oft vergessen machen, daß es dem Letzteren nach seiner Rückkehr in die Heimath eine süße Pflicht ist, dem fernen Gastfreunde ein Wort dankbarer Erinnerung nachzurufen.

Mit großem Glück hat ihn ferner — eine Rechtfertigung andrer Art — Herr Prof. Jürgen Bona Meyer in Bonn an die Worte Jean Paul's in der Vorrede zu seiner Levana erinnert: „Ein Tagebuch über ein gewöhnliches Kind wäre besser, als ein Buch über Kinder von einem gewöhnlichen Verfasser." Der

Unterzeichnete glaubte auch wirklich, ſein Werk ſei der erſte Verſuch dieſer Art. Caroline Rudolphi wenigſtens, deren „Gemälde weiblicher Erziehung“ ihm gerade achtzehn Monate nach der Geburt ſeines Kindes in die Hände fiel, widmet den erſten Lebensjahren nur einige Seiten und überdies ſcheint ihre Schilderung nicht auf der Beobachtung eines beſtimmten Kindes zu beruhen. Später aber — erſt nach Beendigung dieſes Tagebuchs — geſellte ſich dazu die Bekanntſchaft mit den herzlich neckiſchen „Allerlei Heimlichkeiten aus der Kinderſtube“ von L. Stiebritz, und dem ebenſo freundlichen Buche „Aus unſern vier Wänden“ von R. Reichenau, ſowie mit G. Steinackers „Bildern, Studien und Klängen.“ Der Unterzeichnete hat ſich daran ebenſo erquickt, wie die andern Leſer; er hat auch mit Freuden hier und da eine glückliche Uebereinſtimmung entdeckt; aber im Ganzen iſt die Abſicht und Auffaſſung, die ſeinem „Tagebuch“ zu Grunde liegt, eine ſo verſchiedene und ſelbſtändige, daß Jean Paul's Genius es hoffentlich noch immer willkommen heißen wird. Das Buch von Bogumil Goltz aber iſt ihm erſt in dieſen Tagen aus Gutzkow's Aufſatz in der „Gartenlaube“ bekannt geworden; der Verfaſſer irrte, als daſſelbe erſchien, ziemlich abgeſchloſſen von deutſchem Verkehr im Auslande herum. Trug ihm vielleicht daraus ein loſes Blatt die Stelle zu: „Das Kind iſt Gott?“ Oder wer hat ſonſt dieſen Ausſpruch gethan? Einem Dichter aber drängt es ihn noch beſonders für ſeinen ſchönen Beitrag zur Litteratur der Kindheit zu danken, Heinrich Jäde in Weimar, der die Bilder und Klänge ſeines „Hellmund und Helläuglein“ wirklich den Kindern und Müttern abgelauſcht und in die leichteſten

Verschen verwandelt hat. Wie sehr Letzterer das kindliche Herz begriffen und ergriffen hatte, zeigte sich, als er im Januar 1873 gestorben, bei seinem Begräbniß; über tausend Kinder, ohne eingeladen oder gar gezwungen zu sein, gingen tief betrübt hinter seinem Sarge einher, ganz allein von ihrem Herzen getrieben, dem lieben Todten noch einmal ihre Liebe zu beweisen. Das mag in der deutschen Litteraturgeschichte neben Frauenlob's Bestattung verzeichnet bleiben.

Zuletzt aber war die Scheu vor der Veröffentlichung seines Buches in dem Verfasser von dem schmerzlichsten Ereigniß besiegt worden das ihn treffen konnte. Sie ist nicht mehr, sie der er das schönste häusliche Glück, der er das Glück verdankt drei liebe Kinder um sich blühen zu sehen. Nur wenige Monate nach dem Schluß dieses Tagebuchs schied sie von ihm hinüber in jenes Leben, wo unserm Auge das große Räthsel gelöst wird, von dem hier nur die gläubige Liebe nicht beunruhigt wird. So sind denn die Tage, in welche die Beobachtungen und Schilderungen fallen, die dieses Buch enthält, in jene heilige Ferne entrückt, die ihnen, obgleich erblüht auf dem Boden der Wirklichkeit, den idealen Zauber der Poesie verleiht; von dort her leuchten sie nun, so himmlisch erquickend und mild beseligend, aber auch so unnahbar fern wie das Licht der Sterne. Dieses Buch ist das Denkmal der dankbarsten Liebe auf dem Grabe der treuesten Gattin und zärtlichsten Mutter.

Leipzig im Monat Mai 1876.

Herman Semmig.

Vorwort.

Es ist dem Verfasser dieses Tagebuchs erst in spätern Jahren möglich geworden eine Familie zu gründen. Schon von früh auf mit den großen Problemen des Daseins beschäftigt, war er in den letzten Jahren vor seiner Verheirathung durch das jüngste Auftreten des Materialismus auf's Neue angeregt worden, dem Welträthsel nachzuforschen. Er leugnete die Realität des Stoffes nicht, aber er fragte sich: Ist der Geist, dessen Erscheinen und Wirken unverkennbar, nicht etwas ebenso Wirkliches wie der Stoff? Wenn der Letztere auf zeitliche und räumliche Unendlichkeit Anspruch macht, er, der doch nur unbewußt natürlichen Gesetzen folgt, um wie viel mehr darf dies nicht der Geist, der mit Freiheit und Bewußtsein wirkt?

Als dem Verfasser nun ein Kind geboren wurde, kam ihm ganz natürlich der Gedanke, in dem jungen Wesen dem Erwachen des Geistes nachzugehen, in der Hoffnung auf diesem Wege vielleicht der Lösung des Räthsels auf die Spur zu kommen. Er schrieb daher, wo möglich, Tag für Tag seine Beobachtungen nieder. Unwillkürlich aber gruppirten sich um dieselben andere Scenen, Bilder des Familienlebens, Erinnerungen ver-

gangener Zeit, Schilderungen der Natur, gesellschaftliche und andere Eindrücke. So gestaltete sich das Tagebuch zu einem vollständigen Gemälde der ersten Kindheit von der frühesten Entwickelung an bis dahin, wo das Kind den ersten Schritt zur Trennung von den Eltern thut, den Gang in die Schule.

Der Verfasser hat geglaubt, daß die Mittheilung dieses Tagebuchs auch auf Andre anregend einwirken könne, und übergiebt es daher mit einigen Kürzungen der Oeffentlichkeit. Er glaubt, daß die darin enthaltenen Erlebnisse und Empfindungen so allgemein menschlicher Art sind, daß sie ein jeder Andre erlebt und empfunden haben kann. Nicht Jeder aber hat die Muße sich dieselben klar zu machen; wie Viele auch gehen an den Schätzen des häuslichen Lebens vorüber, ohne sie nur zu ahnen.

Dazu kommt, daß die Entwicklung des Kindes, wie sie der Verfasser geschildert, eine natürlich regelmäßige war. Die Kinder, die er später das Glück gehabt hat zu erhalten, hatten mit soviel Schwierigkeiten in ihrem Aufkommen und Wachsthum zu kämpfen, daß die Beobachtung des Denkers der Sicherheit entbehrt hätte und die sonstigen Erlebnisse von einem zu privaten Charakter gewesen wären. Bei wie viel Tausenden ist dies nicht auch der Fall! Um so leichter wird der Leser dem Lebensgange folgen, wie er ihm hier geboten wird, wo nichts zu Persönliches sich in die Schilderung eindrängt. Er wird trotzdem dabei die ganze Stufenleiter der Gefühle durchlaufen und in dem engen Rahmen der Häuslichkeit ein Abbild von dem Streben und Ringen der Welt wiederfinden.

Ich widme dies Buch allen Denkern. Der Philosoph, der Geschichtschreiber, der Sprachforscher, sie alle wissen oft nicht, wie anregend, wie belehrend die Beobachtung des zarten Kindes ist; den Uranfängen der Menschheit glaubte ich oft beizuwohnen, wenn ich sah, wie das Kind sich in unsre Civilisation erst hineinzuleben hatte. In den späteren Jahren ist das Kind schon ganz mit unsern Zuständen verwachsen, ganz ein Glied unsrer Gesellschaft, das deren Anschauung und Richtung theilt. Der Säugling allein ist noch ursprünglich wie der erste Mensch; um seine Wiege lagert noch die Dürftigkeit des Urmenschen Schlözer's, oder auch der Glanz des Paradieses.

Ich widme es vor Allen den Müttern, deren Sorgfalt und Pflege allein die junge Menschenpflanze aufzuziehen vermag, die mit dem Hellsehen der Liebe gewiß meine Erfahrungen bestätigen und ergänzen werden; möge dieses Buch ihnen neue Fernsichten eröffnen bei der Betrachtung ihres Lieblings; möge es ihnen in den schlaflosen Nächten, die sie an der Wiege verbringen, ein freundlicher Zuspruch sein; möge es ihnen, wenn sie schon der Neige des Lebens zugehen, schöne Erinnerungen wach rufen aus dem rosigen Lenz ihrer Kinder, der auch ihnen einen neuen Frühling schuf.

Ich widme es auch ihren Gatten, die in der Zerstreutheit der Geschäfte, die heutigen Tages den Mann nur zu sehr in Anspruch nehmen, oft nicht die Muße und die offene Stimmung finden, ihr eigenes Glück zu genießen und das Leben des Kindes mitzuleben. Vielleicht dient ihnen dieses Tagebuch als Wegführer in dem Paradiese ihrer Häuslichkeit, vielleicht schärft es ihre

Empfänglichkeit für die Freuden, die das Kind den Eltern bereitet.

Ich widme es auch Dir, reifere Jungfrau, die noch von der Luft der Welt ergriffen, ſich gern im Strudel der Feſte zu berauſchen ſucht, oft nur um das aufkeimende Gefühl der inneren Leere zu betäuben. Glaube der glücklichen Mutter meines Kindes: es gibt beglückendere Freuden als die, welche die glänzende Geſellſchaft der Salons und Ballſäle bietet; im engen Zimmer, bei der Wiege ihres Lieblings, ſieht die junge Mutter all den blendenden Schimmer ihrer Mädchenfeſte verbleichen vor dem himmlichen Glanz, der aus den Augen ihres Kindes aufleuchtet. Oder du ſchmiegſt dich ſchon in reiner Liebe an den Bräutigam, in deſſen Wohnung du bald das Feuer des häuslichen Herdes anzünden ſollſt. Nimm dies Buch dann mit hinüber in die freundliche Häuslichkeit, in die der Geliebte dich einführt; es ſind Stunden der Andacht, die du in dieſen Blättern durchlieſeſt, ſie werden — ſo hoffe ich — ſtete Nahrung dem keuſchen Feuer deines Buſens bieten und dein noch unerfahrenes Herz würdig vorbereiten für den Empfang des liebſten Weſens. Zwar eine Mutter iſt wie der Dichter, der als ſolcher geboren wird, in Beiden loht das Feuer der himmliſchen Erleuchtung, aus ſich ſelbſt ſchaffen ſie in genialer Begeiſterung; aber, um ein wahrer Künſtler zu werden, bedarf auch der genialſte Dichter zuletzt der klärenden, leitenden Regel; ſo wird auch die junge Mutter die Belehrung des ſchon erfahrungsreichen Vaters nicht verſchmähen.

Ich widme es endlich auch dir, Jüngling, der du noch auf den Blumenpfaden des ſorgloſen Lebensgenuſſes

wandelſt, flüchtig naſchend von allen Kelchen; möge dich dies Buch bei Zeiten mahnen, daß die Zeit des Tändelns und Flatterns bald zu Ende geht, gehen ſoll, daß dich, ſtatt der weiten Welt, dann ein enger Kreis erwartet, wo für die Erfüllung ernſter Pflichten dich Freuden belohnen, denen an Gehalt und Dauer keiner der Genüſſe deiner lärmenden Jugend gleich kommt. Dir aber, der du, gefühllos für das Glück, Andere zu beglücken, noch nach durchrauſchter Jugend forttaumelſt auf der breiten Straße der Selbſtſucht, dir ſei dies Buch wie freundlich ernſte Warnung, einzuhalten und dich anzubauen; der es geſchrieben hat, hat alle die Becher geleert, in denen du dich berauſcheſt, und keine Freude verſchmäht; aber kein noch ſo zaubriſcher Trank kommt an reiner Seligkeit, kommt an himmliſcher Süße dem Kuſſe gleich, den der liebende Vater von den Lippen ſeines Kindes empfängt.

Vor Allem aber iſt dies Buch dein, mein treues Weib! Wenn ich je eine Stätte voller, reiner Freude am Daſein gefunden habe, ſo iſt es die, die du mir bereitet haſt; hier fand ich nach des Lebens Kampf und Mühe den verlorenen Frieden wieder, der uns mit Gott verſöhnt und der Welt; hier ſchenkteſt du mir in dem Pfande deiner Liebe das höchſte, ſüßeſte Glück, das der Menſch auf Erden empfinden kann, das allein uns erfüllt wie eine Ahnung reiner himmliſcher Seligkeit, das Glück, ein Kind mein zu nennen. Dieſes liebe Kind, du haſt es nicht nur geboren, du haſt es groß gezogen und gepflegt in ſchlafloſen Nächten und mühevollen Tagen, und während mir das müheloſe Glück zu Theil geworden, mich im Anſchauen des Lieblings zu ſättigen, war dein die

Arbeit und die Sorge. Nimm die Erzählung von dem, was ich geſehen und was mich beglückt, was du gethan und gelitten, von mir hin als ein Zeichen jener frommen Verehrung, zu der ſich in dem Gatten die glühende Liebe umwandelt, wenn die Geliebte ſeines Herzens nun zur ſorgſamen Hausfrau, zur zärtlichen Mutter geworden iſt. O wohl dem, der ein tugendſam Weib hat, deß lebt er noch Eins ſo froh!

Und nun lege ich es auf deinen Altar nieder, Gott, Vater unſer Aller, als die Opferſpende des dankbarſten Weſens. Nimm du das Opfer deines Kindes in Liebe an, wie ich das Lächeln meines Kindes empfange. Ja, der Vater lernt an den Vater glauben; dem erwachenden Geiſte meines Kindes forſchte ich nach und er hat mich zu dem Urgeiſt geführt, in deſſen Schooße das Weltall ruht. Der „große Geiſt", an den der Indianer in den Urwäldern Amerika's glaubt, die europäiſche Wiſſenſchaft wird ihn nicht wegleugnen; nur immer tiefer bringt ſie in ſeine Werkſtätte ein, bis ſie ihn von Angeſicht zu Angeſicht ſchaut und betend anerkennt, daß der glühende Trieb ihrer Forſchung nichts war als das heiße Verlangen nach ihm!

Der Verfaſſer.

Die Wiege.

Das Kind.

Ich kann den Blick nicht von dir wenden,
Du, mein geliebtes, ſüßes Kind,
Wie du mit ſtill gefalt'nen Händen
Im Bettchen ſchlummerſt leis und lind.
Der heil'ge Zauber deiner Züge
Hat mich in ſeinen Bann gethan,
Aus jedem deiner Athemzüge
Weht es wie Gottes Hauch mich an.

Die ew'ge Seele, deren Weben
Den Stoff belebt, den Geiſt beſchwingt,
Die mit allgegenwärt'gem Leben
Staubkorn wie Sonnenball durchdringt,
Die ſich verhaucht in Blumendüfte,
Und die den Aar in ſtolzem Flug
Im Sturme trägt durch alle Lüfte,
Lebt auch in deinem Athemzug.

Ein Ich, ein Glied im Ring der Weſen,
Deß End' und Anfang Niemand mißt,
Biſt du, und biſt doch nicht geweſen,
Du warſt noch eben *nicht* und *biſt*.
Ich ſtand vereinſamt und verlaſſen,
Und plötzlich lacht mich hold und mild
— Wer kann das ſüße Räthſel faſſen? —
In dir mich an mein eignes Bild.

Geheimnißvolles Geistertauschen!
Nun bist du ich und ich bin du;
Dem eignen Laut glaub' ich zu lauschen,
Hör' deiner Stimme Klang ich zu.
O Glück, drum mich die Engel neiden!
Was frag' ich ferner, wie's geschah?
Ich will mich fromm und still bescheiden,
Dein Lächeln sagt ja: „ich bin da!"

Ja, wie die Rose sich erschlossen
Nach träum'risch sel'ger Frühlingsnacht,
So bist auch du zum Licht ersprossen,
Beim Kuß der Liebe du erwacht.
Gleichwie aus stillem Heiligthume,
Aus deiner Mutter keuschem Schooß
Rangst du, o schöne Menschenblume,
Zum holden Sonnenlicht dich los.

O zaub'risch wundervolle Spende,
Die Gott in dir mir hat gethan!
Ich falte dankend meine Hände
Und forsche nicht und schau' dich an.
Denn ob ich jedes Räthsel löste,
Hier steh' ich offnen Auges blind;
Von allen Wundern bleibt das größte,
Das schönste, heiligste das Kind.

Mitte Mai. Da liegt es da, das neugeborene Kind, das neue Glied der Menschheit, in göttlicher Nacktheit! Nicht ahnend, daß es Bedürfnisse haben wird, scheint es nichts zu verlangen; nur leben will es, seine Kräfte genießen, sie bethätigen. That ist auch sein erster Augenblick. Es rührt und regt seine Beine, es öffnet die geballte Hand, es schreit. Welche Wonne liegt in dem ersten Schrei des Kindes! Nein, es ist kein Winseln, kein Wimmern, wie man gesagt hat, keine Klage über seinen Eintritt in die Welt, das „Jammerthal", wie griesgrämige Theologen sie nennen; es ist der erste Versuch ein Organ zu gebrauchen, durch das sein Geist, sein Selbstbewußtsein sich mit der verständigen Welt in Verbindung setzen, sie einst fortbilden wird; es ist das Triumphlied des ewigen Lebens.

Himmlische Musik des ersten Schreies, heilige Stimme des Lebens, erster Laut des Gedichtes eines Herzens, erste Note der Symphonie eines Menschenlebens, du Echo von Gottes Wort! Welcher Laut kommt dir gleich?

Ein paar Tage später. Gewiß, es ist so; der Schrei des Kindes ist Musik. Wenn es schweigt, besonders in der Nacht, wo die Stille den Geist noch mehr

reizt, ist man unruhig; man verlangt nach diesem ursprünglichen Ausdruck des kleinen Wesens und ist getröstet, entzückt, wenn das hülflose Geschöpf in laute Klagen ausbricht und uns sagt: ich lebe, gebt mir was mir noth thut. O Schrei des Kindes in der Nacht, Nachtigallenlied für Mutter und Vater!

Das kleine Geschöpf nimmt alle Kräfte der Familie in Anspruch, und gerade die Gebrechen und Bedürfnisse, die der Mensch mit den niedrigsten Thieren gemein hat, die dem ledigen einsamen Manne so widerwärtig scheinen, sie machen uns das Kind um so werther. Was wäre, was würde es ohne uns? Es ist so hülflos, daß uns sein Bedürfniß zum Herzen schreit und mehr als Mitleid, aufopfernde Liebe in uns weckt.

Ich erinnere mich nun der Wintertage, wo die Frauen an Hemdchen, Krägelchen, Jäckchen, Windelchen arbeiteten, lange vorher ehe das neue Familienglied erschien. Wie ist Alles so nöthig, reicht kaum aus! Zarte Fürsorge des Mutterherzens, das an uns denkt, schon wenn wir noch nicht sind, das uns in der Liebe geboren, bevor uns der Mutterleib gebiert!

Mutterbrust! Süßes, nie ausgedachtes, nie genug besungenes zaubervolles Räthsel! Nach wenigen Stunden schon fühlt das Kind, dessen Augen und Ohren noch nicht ausgebildet genug sind, um wahrzunehmen, wenn es nur kaum an dem Busen liegt, daß es in seiner Heimath ist. Erst schrie es, klagte aus vollem Halse, ward ungeduldig, als hinge sein Leben an einem Augenblick, und nun es an der Quelle der Muttermilch und

Mutterliebe ruht, beeilt es ſich keineswegs; es ruht ſich wie behaglich aus, es ſpielt mit den kleinen Fingern an der Bruſt, denn es weiß, daß es Alles gefaßt hat, was es braucht.

Wir ſind vier Perſonen außer ihm, ſonſt gingen wir Jedes unſerer Arbeit nach, beſchäftigten uns je nach Beruf und Neigung. Nun das Kind da iſt, haben wir keine andern Gedanken als die an ſeine Pflege. Es iſt das Centrum unſrer Häuslichkeit; nach ihm hin geht alle Thätigkeit, ja von ihm geht alles Leben aus.

Was iſt denn die Familie anders als ein Kind, das Vater und Mutter verbindet?

Nun regt es ſich ſchon kräftiger, ſein Leben entwickelt ſich. Macht es nicht ſchon Bewegungen ganz wie eine erwachſene Perſon? Wenn es erwacht, wie es ſich ſtreckt, ſich dehnt, wie es blinzelt, gähnt, ſich die Augen reibt, ja ganz wie ein großer Menſch! Und das Alles in aller Unſchuld, aller Unwiſſenheit, die der unbedeutendſten Bewegung eine Anmuth verleiht, die unausſprechlich iſt. Wir bewachen, beobachten ſeinen Schlaf und den Ausdruck ſeines Geſichtes im Schlummer. Iſt er nicht ſchon verſtändig, als ſchlummerte dahinter der Gedanke?

Die zweite Woche ſeines Daſeins geht zu Ende. Der kleine Körper iſt wahrhaftig ſchon gewachſen. Und ſein Geiſt? Noch ſcheint es nichts zu bemerken. Und doch iſt es von Zeit zu Zeit, als habe es wahrgenommen, beobachtet. Und jetzt, ganz gewiß, es verzog den Mund ſo lieblich, ſo angenehm; ja, es hat gelächelt!

Es war nur ein leiser Schimmer, ein Hauch, aber gewiß, es war ein Lächeln. Und jetzt schreit es wieder, man läßt das Arme lange, unbarmherzig lange warten, ehe man es befriedigt; und während man es befriedigt, währt es ihm noch zu lange; es schreit zum Erbarmen. Und siehe, was perlt da in dem Winkel seiner Aeuglein? Nein, es ist nichts Anderes; gewiß, es ist eine Thräne. Sie ist klein, winzig klein, kaum so groß wie eine Stecknadelkuppe, aber ich habe das bittere Salz gekostet, ich habe seine erste Thräne geschlürft.

Erstes Lächeln! Erste Thräne! Welcher Strom von Gefühlen wird aus diesen Quellen fließen?

Himmelfahrt. Es sind nun vierzehn Tage verflossen, seitdem du geboren; wieder ist es Donnerstag. Du liegst in der Wiege, liebes Kind, und ich betrachte dich. Wer hätte das gedacht! Ich habe so lange in der Vereinsamung hingelebt, daß ich nicht glaubte, noch eines starken Vatergefühls fähig zu sein. Und nun, o gewiß, ich liebe dich! In dem Maße wie du wächsest, wächst mein Herz mit dem deinen, mit deinem Leben zusammen. Nennst du mich nicht deinen Vater? und wie könnte ich bei diesem heiligen Rufe stumm bleiben? Du baust auf mich, und ich könnte mich dir entziehen?!

Es ist Nacht, Alles ist still. Da stößt es einen leisen Laut aus. Es ist kein Ruf, kein Seufzer, kein Schrei; der Laut hat einen so zarten, feinen Klang. So zwitschert das Vöglein im Traume.

Ein Beweis des erwachenden Geistes. Wir haben ihm

gegeben, was es bedurfte und es dann in sein Bettchen gelegt. Erst ruht es still, ohne die Augen zu schließen. Auf einmal schreit es laut, es will sich nicht zur Ruhe begeben. Hat es noch ein Bedürfniß? Auf jeden Fall nehme ich es aus der Wiege. Kaum habe ich es im Arme, so wird es still; es öffnet seine Augen und sieht ruhig auf mich, auf den Raum, der es umgiebt. Es wollte nur Gesellschaft.

Ein geselliges Thier nannte Aristoteles den Menschen. Er hat Recht, schon der Säugling hat den Trieb und das Bedürfniß, sich an die Gesellschaft anzuschließen.

Seitdem mir ein Kind geboren ist, geht eine langsame, aber sichere, ernste Veränderung in mir vor. Schon die Welt sieht mich anders an; man scheint zu sagen, daß ich nun mit der Gesellschaft enger verkettet bin als früher, daß ich ernste Pflichten auf mich genommen habe, daß ich — ich finde keinen wahreren Ausdruck — gewachsen bin. Und in der That fühle ich mich ernster; die Sorglosigkeit weicht entschieden der Berechnung. Und doch kann ich nicht sagen, daß ich darum altere. Lebe ich nicht wieder neu auf in und mit meinem Kinde? Ich habe keinen Schatz der Erinnerung verloren, alles Glück der Vergangenheit ist noch immer mein, und die bisher leere, von der Hoffnung nur mit verschwimmenden Nebelbildern gefärbte Zukunft füllt sich mit einer ihrer selbst sicheren, von einem faßbaren Zweck bestimmten Thätigkeit. Ich stehe im Mittelpunkte der Welt.

Alles liegt im tiefen Schlummer, auch die Eltern schließen die müden Augen und Vater und Kind liegen

hülflos da. Da stößt das Letztere einen Schrei aus, und die Vatersorge schüttelt den bleiernen Schlaf von den Wimpern und ist wach.

Und wir großen Kinder, wer nimmt sich unser an? Muß nicht das Vaterherz an einen Vater glauben?

Ich habe mich in seinen Augen gespiegelt; mein Gesicht klar und deutlich im Spiegel seines Auges erkannt. Der Vater sieht sich im Auge seines Kindes! vor einem Jahre war es noch nicht, war es noch verschlossen im Vater, war es noch ein Theil des Vaters. Nun sieht sich der Vater, so zu sagen in sich selbst, der Schöpfer liest sich in seinem Geschöpf. Unergründbares Räthsel des Lebens, des Werdens, das doch nur ein ewiges, stetiges, einheitliches Sein ist!

Wie du, mein Kind vor einem Jahre nicht warst, so war einst ich nicht, so war mein Vater nicht, so war der Urahn unser Aller nicht; und doch bist du ich selbst; doch bin ich der, der mein Vater war, und die ununterbrochene Kette des Daseins verliert sich im Oceane der Ewigkeit.

Ich weiß nicht gleich, wer einmal gesagt hat: „Das Kind ist Gott.“ Ohne Zweifel hat er damit sagen wollen, daß das göttliche Wesen sich im Kinde am lautersten offenbart. Und wie sich gleichzeitig in dem jungen Menschenkeime die sinnliche Offenbarung Gottes, die unendliche Welt, widerspiegelt, in ihm zum Bewußtsein kommt, so wird auch dadurch das Kind ein Abbild der Gottheit, für welche keine Schranke existirt. Denn es ist der Mittelpunkt eines Kreises, dessen Umfang überall ist. Ueberall: alle Neugeborenen werden

zu neuen Mittelpunkten, um die sich der Umfang des Weltkreises fortwährend erneuert, und so wird jedes Kind zum Ausdruck des Wesens der Gottheit, zum Ausdruck der Unendlichkeit.

Pfingsten. Es war Zwist im Hause. Auch über die sonnigste Sommerlandschaft fliegt zuweilen der Schatten einer Wolke hin. Da bringt man mir mein Kind früh an's Bett, unser Kind. Und wie in Correggio's „heiliger Nacht" alles Licht von dem neugeborenen Jesuskinde ausgeht, so geht ein Leben und eine Wärme von meinem Kinde aus, der ich nicht widerstehe, und die Herzen versöhnen sich.

Ja, du bist die Sonne der Familie, alle Herzen erwärmst du, das Feuer des häuslichen Heerdes unterhältst du. Nun weiß ich, was der heilige Geist ist, der am Pfingstfest ausging. Wie heute, so damals; es ist der Geist der Liebe, der alle Wesen verbindet.

Ganz gewiß, sein Verstand erwacht. Wenn man ihm zu trinken gab (mit Schmerzen hat ihm die Mutter die Brust entziehen müssen, ihr eigenes Leben bedurfte all ihrer Kraft), netzte es sich; man wickelte ihm daher ein Tuch unter's Kinn, damit es sich nicht zu sehr befeuchte. Sonst schrie es fort, bis es die Milch auf der Zunge fühlte. Jetzt schweigt es, sobald man ihm nur das Tuch umbindet; es begreift schon, daß von dem Augenblicke an sein Bedürfniß gestillt wird.

Es ist unglaublich, was eine Mutter leidet, was für Sorgen ihr die Erziehung und Pflege des Kindes

verursacht, wie dasselbe all ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Und doch, welch wonnige Beschäftigung, welch süßer Lohn für alle Mühe! Der Mann muß seinem Geschäfte nachgehen, das Kind auf lange Zeit verlassen; die Mutter hat keine andere Arbeit, keine andere Beschäftigung als die Augen stets auf das Kind zu richten. Wie glücklich ist sie! Sie kann all seine Bewegungen verfolgen, auch nicht der kleinste Reiz des kindlichen Lebens entgeht ihr; jeden Hauch seiner Entwickelung beobachtet sie. Sie hat schon vernommen, wie das Kind eines klaren Lautes fähig ist; statt des unbestimmten Schreies hat dasselbe schon deutlich ein liebliches Ah! modulirt. Und der Vater muß fern sein, kann der Entwickelung des zarten jungen Lebens nicht beiwohnen.

Man hat noch keinen Mann gesehen, der es gewünscht hätte, als Mädchen auf die Welt gekommen zu sein; wohl aber giebt es viele, viele Frauen, die gern als Knabe geboren gewesen wären. Und doch, wenn ich das Glück der Mutter bedenke, die den lieben Engel allstündlich am Herzen hat, so überrasche ich mich oft dabei, daß ich sie beneide.

O wie wahr sind die Worte, die Chamisso der Mutter auf die Lippen legt:

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung giebt;

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

O wie bedaur' ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schaust mich an und lächelst dazu,
Du lieber, lieber Engel du!

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Ein Ah! hat es modulirt. Wie ist das scheinbar so wenig! Wir sagen tausend Mal im Tage Ah, oft bei dem geringsten Anlaß, ja zuweilen wenn wir gar nichts denken. Welche so große Bedeutung kann dies wohl für die Entwickelung des Kindes haben? So sagt man, nicht bedenkend, daß die alltäglichen Erlebnisse oft die inhaltschwersten sind.

Was ist das Ah? Es ist der erste Buchstabe des ABC d. h. jener Laute, aus denen die menschliche Sprache besteht, die Sprache, durch die das denkende Wesen mit der Menschheit, mit Gott verkehrt. Der Mensch allein spricht, und die erste Moduliruug des ersten Buchstabens wäre kein Ereigniß im Leben des Kindes!?

In den sechsundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets liegt Alles beschlossen, was der menschliche Geist an Kunst und Wissen umfaßt, von Homer bis auf Goethe, von Mosis Bibel bis auf Humboldt's Kosmos; durch

dieſe ſechsundzwanzig Lauter theilen ſich die Menſchen einander mit, was gut, ſchön und wahr iſt. Sie ſind der Schlüſſel des Gedankens.

Dein Mund, o Kind, hat den erſten derſelben gebildet; mit ihm tritt deine Seele in magiſchen Zuſammenhang mit der Seele der Welt. Alle Schauer des Geiſterreichs wehen um dich in dieſem feierlichen Augenblick; der Vorhang des Allerheiligſten beginnt ſich vor dir aufzurollen, und in heiliger Kinderunſchuld rufſt du leiſe in frohem Erſchrecken: Ah!

Haſt du denn wirklich auch ſchon gelächelt? Wir ſtreiten oft darüber und ich erhebe ſcherzend Zweifel, ob es ein Lächeln war, was deinen Mund verzog, oder nicht ein flüchtiges Weh. Freilich, die Mutter hat ſcharfe Augen; aber hat ſie nicht etwa blos geſehen, was ſie zu ſehen wünſchte? Es iſt in der That offenbar, daß wir nicht ganz ſicher ſind, während wir die Thränen oft und reichlich ſehen. Iſt der Schmerz denn dem Menſchen eher gegeben als die Freude? Vielleicht doch, aber er iſt ſicher der Freude untergeordnet und wird einſt von ihr beſiegt werden. Der phyſiſche Schmerz, das Körperleiden hat dem Auge des Kindes Thränen entlockt; nur das thieriſche Leben that ſich darin kund. Im Lächeln ſpricht die Seele; das geiſtige Leben offenbart ſich in ihm. Man ſieht wohl manche Thiere, wenn ſie leiden, z. B. den Hund, Thränen vergießen; aber kein Thier lächelt. Nur das Menſchenantlitz wird durch das Lächeln verklärt; es iſt der Sonnenſchein der Seele. Darum kommt es auch ſpäter als die Thräne, darum iſt es auch werthvoller. Damit das Kind weine, bedarf

es nur des Hungers; seine Bedürfnisse treiben es dazu, es ist ein instinktmäßiger, naturblinder Akt. Zum Lächeln ist das erwachende Bewußtsein unumgänglich nothwendig; das erste Lächeln erblüht aus der Erkenntniß des Kindes, daß es in den Armen der Mutterliebe ruht. Nun begreife ich immer besser Jean Paul's Ausspruch: „Mitfreude ist schöner als Mitleid."

Welch wundervolle Klarheit in den Augen eines Kindes! Sonst erscheint uns der Glanz im Menschenauge nur als der Widerschein des Lichtes, des Tages. Hier aber scheint alles Licht vom Auge auszugehen, es ist der Widerschein eines innern Herdes; diese kräftige Klarheit hat nichts von außen geborgt. Es ist das Licht des Gedankens, die Gluth des Herzens, was im Kinderauge uns anlacht.

Ich habe lange, lange Zeit nichts wieder niedergeschrieben, wohl acht Tage lang, wo nicht länger. Vor dem Glück des Beschauens fand ich keine Zeit, keine Ruhe zur Erwägung und Ueberlegung. Wie ist man so glücklich, so ganz verloren in dem Genuß! Man verfolgt jeden Zug, jedes Spiel der Miene; man belächelt seine Geberden, man sucht die Empfindungen zu errathen, die es beim Waschen, beim Anziehen, beim Herumtragen haben mag. Und wenn es schläft, wenn man fern oder beschäftigt ist, so ruft man sich das Alles vor die Seele und genießt es wieder in der Erinnerung, zum Schreiben kommt man nicht. Schon fühl' ich klar und klarer die Wahrheit von L. Schefers schönen Worten in seinem Laienbrevier:

Geh' fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie Vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie Mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfraun eine,
Er lebt! Sie leben, Andere leben auf
Aus ihm — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus.
Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind! —
Geh' fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre!

Sommerabend! Von Gewittern der letzten Tage gekühlt, ist die Luft frisch und labend; die Sonne neigt sich dem Horizonte zu, das Licht des Tages ist milder, und doch klarer, durchsichtiger. Die Bäume stehen voll Laub, der Wind rauscht in den üppigen Kronen, man athmet würzige Düfte; auf den Straßen, in Gärten und

Feldern rührt sich die Welt, die Menschen sind arbeitsfroh und fühlen die Kräfte in ihren Gliedern sich regen. Man lebt, und sagt sich: welche Wonne ist das Leben, welches Glück das Dasein!

Was mich aber erst recht glücklich macht, ist das Bewußtsein, einem Wesen das Dasein gegeben zu haben, einem Wesen das nicht war und das sich nun mit mir des Lebens freut, nach mir (ich bin gerührt bei dem Gedanken, aber es ist weit mehr eine freudige, denn schmerzliche Rührung), nach mir sich des Lebens freuen und dereinst auf meinem Grabe mein Andenken segnen wird.

Ja, ich habe nun erst das Recht mich des Lebens zu freuen, denn ich bin dankbar gegen den Weltgeist gewesen, indem ich mich nicht allein freuen, sondern mein Glück mit einem Andern theilen wollte. Der Hagestolz ist ein kalter Egoist, sein Leben ist unfruchtbar, der Quell der Tage versiegt mit den seinen, er ist ein Unding, denn wenn er todt sein wird, ist er nicht mehr. Der Vater ist der vollkommene Mensch, er überlebt sich in seinen Kindern.

Und sie hatten Recht, die Israeliten, die eine zahlreiche Nachkommenschaft als den größten Segen Gottes betrachteten. Wie herrlich ist eine zahlreiche Familie, sie ist der Ausdruck patriarchalischen Glückes, sie ist ein Bild von biblischer Schönheit, sie ist der Wille der Natur.

Meine Mutter erzählte mir oft von meinem Großvater, der sich Abends freute, wenn seine sieben Kinder vor dem Schlafengehen ihr Schuhwerk aufstellten und

dann immer ein Paar Schuhe das andre an Länge überragte; er sagte dann spaßhaft: „Stehen sie nicht da wie die Orgelpfeifen?“ Und ohne es zu bedenken, sprach er einen schönen Gedanken aus. Wie es vieler Pfeifen zur Orgel bedarf, damit sie den Gesang der frommen Gemeinde begleiten kann, so tönt die Hymne der Familie um so voller und erhebender, je zahlreicher die letztere ist.

Wahrhaftig, ich möchte ein Haus mitten in einem Grasgarten an einem Bach oder Flusse haben, den Grasgarten etwas groß, damit sich Viele darin tummeln könnten, und Haus und Garten nun bevölkern mit kleinen Schreihälsen, die mit den Vögeln um die Wette das Glück des Lebens und das Lob des Ewigen sängen. Das wäre ein Lärm, um den mich die Engel im Himmel bei den Harfen der Seraphim beneiden sollten. Während das Eine den Schmetterlingen nachjagte, haschten sich zwei andre um den Baum herum, ich läge im Grase mit den beiden älteren und ließe sie im Uebermuth Purzelbäume schlagen, daß sie auf die Nase fielen und bluteten. Das wäre dann ein Schreien, sie liefen zur Mutter, die dem weinenden Säugling eben die Brust giebt, um sich abwaschen zu lassen, die schölte nun mich wieder aus, und ich lachte ihr entgegen, die beiden kleinen Tölpel schämten sich dann ihrer Thränen und lachten auch mit, erst halb schluchzend noch, dann laut und lauter, bis denn zuletzt die ganze Gesellschaft in ein helles glückliches Freudengelächter ausbräche, daß der Abend, der schweigend durch's Thal geht, lächelnd still stände und der Thau wie Freudenthränen von seinen rosigen Wangen träufelte. O heilige Musik des Familienconcertes!

Es war früh gegen drei Uhr. Der Morgen graute ſchon über den Dächern. Die Vögel in den Käfigen, auf den Straßen fingen ſchon dann und wann an zu ſingen, eine Wachtel ſchlug, die jungen Schwalben in den Neſtern zwitſcherten. Auf einmal fing auch mein Kind in der Wiege an, ein paar Laute ſanften Erwachens von ſich zu geben. Vögelgeſang und Kindergeplapper, wie begrüßt ihr ſo ſchön den jungen Morgen!

Es giebt nichts Reizenderes als das Erwachen eines Kindes. Erſt dehnt es ſich ſachte, dann ſtreckt es ſich, die Händchen rühren ſich, ſie ſtoßen die Decke zurück und ballen oder falten ſich wieder, auf dem Geſicht wird es lebendig, liebliche Züge ſpielen darauf wie Wellengekräuſel im Morgenwinde, dann ruht es wieder eine Weile. Nun beginnt das Strecken und Regen wieder, das kleine Weſen dehnt ſich kräftiger, bald wird es lang, als ob es aus den Windeln ſich herausſchwingen und ſeinen Flug nehmen möchte, denn was könnte es anders thun, denn fliegen? ſeine Beinchen können es ja noch nicht tragen und doch iſt es ſo leicht und zart wie ein Vöglein. O ich begreife nun, warum man die Engel mit Flügeln malt. Lieber Engel! nein, liebes Kind! denn nur die Kinder ſind Engel, es giebt keine anderen. Jetzt ſchlägt es die Augen auf, ſieht um ſich, aber ruhig, ohne Ungeduld. Nun ſchließt es ſie wieder. Ein neue Pauſe; nur die Händchen ſpielen in anmuthiger Verſchlingung. Aber jetzt wird es ernſt. Die Glieder regen ſich alle zuſammen, das iſt ein Leben und Geberdenſpiel, dazwiſchen ein Schrei, ein andrer. Die Pauſen werden ſeltner, kürzer; jetzt iſt es wirklich er-

wacht, die Augen sind offen, zwei blitzende Diamanten; es setzt alle Kraft an, um zum vollen Bewußtsein des Lebens zu kommen und nun auf einmal schreit es aus voller Kinderkehle wie eine hellschmetternde Trompete, daß Wand und Herz davon widerhallt. Nun aber rasch zu trinken gegeben, denn sein Schreien verlangt danach und erschöpft die kleine Brust. Wie es trinkt in vollen Zügen und dabei die Tante glücklich ruhig anblickt, die ihm das Fläschchen reicht, weil die Mutter leidend ist. Nun hat es Alles ausgetrunken und schläfrig neigt es das Köpfchen wieder, um die hastig genossene Milch zu verdauen. Dann erwacht es wieder im Vollgenuß seiner schwachen Kraft und freut sich, da zu sein, von liebenden Personen umgeben, die es betrachten und die es wieder betrachtet; nun — aber wer vermöchte das anmuthige Bild in all seinen wechselnden Zügen zu malen, das man nicht satt noch müde wird zu beobachten? Die ihr ein Herz habt, heirathet, um euch dieses Glückes zu freuen!

Mein Rath ist so wahr, daß diejenigen, deren Ehe unfruchtbar ist, nie völlig glücklich sind. Eine kinderlose Ehe ist wie eine stete unbefriedigte Sehnsucht. Ist die Frau reizbaren Temperaments und launisch wechselnd, so wird sie auf allerlei Thorheiten, wo nicht Schlimmeres verfallen, die Leere ihrer Häuslichkeit auszufüllen. Es giebt Manche, die diese Häuslichkeit lieber flieht und niemals daheim ist. Man sieht sie an allen Orten, auf allen Straßen; kaum ist man ihr hier begegnet, so findet sie ein Andrer gleich darauf am entgegengesetzten Ende. Warum treibt es sie so unstät umher? Was

ſcheint ſie ſo raſtlos zu ſuchen? Das Einzige, was ihr fehlt, ein Kind!

Wir ſind mehrere neuvermählte Paare in der Stadt. Neulich beſuchte ich eines, das zuerſt vermählte. Man fragte, wie ſich Mutter und Kind befänden; dann erkundigte ich mich nach einem andern bekannten Paare. „Frau N. iſt guter Hoffnung, ſagte die junge Dame, ſchon ſeit fünf Monaten.“ „Ja, fügte ihr Gatte hinzu und Blick und Wort hatten einen ſchmerzlichen Ausdruck, wir ſind von lauter Gegenſtänden des Neides umgeben.“

Hörſt du, mein Kind, man beneidet uns — um dich.

Es iſt ein ſchöner Ausdruck, wie ihn nur das glückliche, fromme Herz erſinnen konnte: „Sie iſt guter Hoffnung“, oder „ſie iſt geſegneten Leibes“. Ja wohl hat dich Gott geſegnet, o Weib, der dir das Glück gewährt hat, Mutter zu werden; denn jedes Kind iſt eine Frucht der Liebe von Gottes heiligem Geiſte.

War es nicht das prüde England, das den gezierten Ausdruck erfand: „Sie iſt in intereſſanten Umſtänden“? Für die Königin erſann die Etikette das geſchraubte Wort. Der ungenirte Franzoſe iſt auch hier natürlich, und mit welch glücklichem Stolze ſagt der Deutſche: „mein Weib iſt ſchwanger.“

Wie iſt das Kind gewachſen, an Leib und Seele! Was man aber von großen Perſonen gar nicht zu ſagen, kaum zu denken wagt, hier ſpricht man alles natürlich aus. „Iſt das Kind ſchon groß! ſeht nur die kleinen

Waden an und die kleinen Schenkel, wie kräftig schon! Das Knie, wie rund! schon zeichnen sich die Hüften.“ Aller Zwang und alle falsche Scham verschwindet, das Kind führt uns in die Natur zurück, die immer rein und keusch ist. Spricht nicht aus den kräftigen Gliedern die Gesundheit, und ist die Gesundheit nicht die Grundlage alles Glücks?

Zur Gesundheit gehört auch die Befriedigung der Bedürfnisse unsers thierischen Organismus; da ist nichts Schmutziges, nichts Widerliches. Ist nicht Alles natürlich und sehen wir nicht aus der regelmäßigen Befriedigung, daß das Kind sich wohlbefindet, daß es gesund ist? Mit Freuden betrachtet man den natürlichen Verlauf dieser Funktionen und zuweilen bricht man bei den spaßhaften Scenen, die sich darbieten, in helles Lachen aus. Ei, so trink und iß, kleines Geschöpf, und mach nur immer neuer Nahrung wieder Platz, damit du wachsest und gedeihest und deiner Tage viel werden auf dieser schönen Erde!

Aber auch sein Geist wächst. Es hat nun sechs Wochen und schon sagen uns die zahlreicheren Modulationen seiner Stimme, daß sich das Sprachorgan immer mehr ausbildet. Seine Augen fixiren Dinge und Personen immer sicherer, immer neugieriger; es beobachtet und sammelt Eindrücke ein. Sein Gehör ist klarer, es horcht auf und sucht mit den Augen, woher der Laut kommt. Das Leben auf der Straße, das wir ihm vom Fenster zeigen, verfolgt sein Blick mit sichtbarem Interesse; aber vor Allem fesselt seine Aufmerksamkeit der Flug und das Gezwitscher der Schwalben in der Luft; es hebt

das Köpfchen unverrückt nach ihnen auf und folgt ihnen durch die Bläue des Himmels.

Ja, es blickt augenscheinlich gern in den Himmel, den hellen Tag, das Licht. — ! —

O Licht, o heil'ges Licht, du Urquell alles Lebens,
Ausfluß und Kleid von Gottes Herrlichkeit,
Du, ohne das, all was da lebt, vergebens
Aufränge nach der schönen Wirklichkeit;
Du Aetherstrom, in dessen laut'rer Welle
Sich alle Wesen trinken lebenssatt;
Nach dem voll Schmerz in seiner dunklen Zelle
Der fromme Seher sich gesehnet hat,
Dem doch des Paradieses goldne Auen
Ein Gott vergönnt in seiner Nacht zu schauen;
Durch das allein uns Alles offenbar,
Durch das sich Welt und Wesen selbst erst klar,
Das heut' zuerst in weihevoller Stunde
In meines Kindes Busen niedersank
Und es mit Gott vermählt zum ew'gen Bunde,
O Licht, o heil'ges Licht, hab' Dank! hab' Dank!

Noch quillt von seiner Lippe nicht die Rede,
Doch ich bin Eins mit ihm, inbrünstig bricht
Mein Jubel aus und schwillt zur Hymne, zum Gebete
Und selig, segnend Lipp' und Seele spricht:
Hab' Dank! hab' Dank! o Licht, o heil'ges Licht!

Dich faßt kein Maß; nicht an die flücht'gen Stunden,
An Tag und Nacht nicht, noch an Raum und Zeit

Biſt du in Sein und Wirkſamkeit gebunden;
Mit allem Glanze deiner Seligkeit,
In Gottes Haupt der heiligſte Gedanke,
Füllſt du das All ohn' Anfang, ohne Schranke
Von Ewigkeit in alle Ewigkeit;
Und prächt'ger nur aus grenzenloſen Fernen,
Wenn dieſer Ball im Schatten ruht der Nacht,
Sprichſt du zu uns aus unzählbaren Sternen,
Du, Seele Gottes, mit der Wahrheit Macht.

Du ſprichſt: denn Licht iſt Laut. Wenn hinter Kerkermauern
Der Märtyrer ſein Leben muß vertrauern,
Sprichſt du durch's Gitter Troſt dem Edlen ein
Und webſt um's Haupt ihm einen Heil'genſchein.
Du ſprichſt: denn Licht iſt Wort. Wenn ſchaudernd vor Entzücken
Das Herz umſonſt, die Wonne auszudrücken,
Nach Sprache ringt, ihm jeder Laut gebricht
Und ſelig es verſtummt, das Auge ſpricht.
Du ſprichſt: denn Licht iſt Lied. Wenn auf den Zweigen
Des dunkeln Waldes alle Vögel ſchweigen,
Spricht zu dem Wanderer der Sonnenſtrahl,
Der ſich vom Himmel durch das Dickicht ſtahl.
Doch ſchöner als der ſchönſte Strahl der Sonne
Kehrſt du in reinſter Paradieſeswonne
Aus meines Kindes Auge mir zurück
Und lachſt mich heilig an als Vaterglück!
Und ſelig, ſegnend meine Seele ſpricht:
Hab' Dank! hab' Dank! o Licht, o heil'ges Licht!

O heil'ges Licht! in reiner Andacht Feier
Heb' ich mein Haupt zu dir und bete an;
Geläuterter fühlt sich mein Herz und freier
In deinem Glanz auf seiner Erdenbahn.
Ich bin ein Glied nur in der frommen Kette
Der Beter, die von Anbeginn der Welt
Dich dankbar segneten an Gottes Stätte,
Deß Sein und Wesen ihnen du erhellt.
Zum milden Agni betete der Inder,
Eh' Brahma noch sich seinem Geist erschloß;
Durch dich küßt Gott zum Leben seine Kinder,
Und wenn der Strom der Tage nun verfloß,
Wenn, fast geblendet nun vom Glanz der Sonne,
Das Auge müd' und scheinbar satt der Wonne
In Todesgraun und Grabesdunkel bricht,
Ruft dürstend noch der Greis: „Mehr Licht! mehr Licht!“

Ja selbst was leblos ist, selbst das Gestein
Faßt dich wie Lebensgluth in seinem Schrein;
Das todte Gold, der taube Diamant
Spielt dich zurück in glüh'ndem Farbenbrand
Und lebt durch dich. Denn alle Wesen leben,
Ja jedes glückliche Geschöpf, es lebt von dir;
Die Pflanze selbst, die jedes Lüftchen schaukelt,
Der Käfer, der auf ihrem Halme gaukelt,
Kehrt wie der Adler sich nach dir, nach dir.
Der Wiesenbach, des Oceanes Wogen,
Der blaue Aether an des Himmels Bogen,
Der Blumen Schmelz, der Matten warmes Grün,
Dein Leben ist's, o Licht, von dem sie glühn.

O welche Sprache mag den Zauber faſſen,
Den himmelreinen Reiz von deiner Pracht?
Das farbenreichſte Bild, es muß erblaſſen,
Wenn unſerm Aug' des Urbilds Schönheit lacht.
Und doch, nie müde, gab in allen Zungen
Begeiſtrungsvoll der Menſch dir Preis und Ehr';
Vielnamig, ewig Eins, wardſt du beſungen
Als Helios Apollo von Homer.
Du biſt der Perſer Mithra, biſt die Sonne
Des Inkareichs in Peru's Paradies,
Du biſt der Götter und der Menſchen Wonne,
Die einſt Lucrez als Alma Venus pries.
Du biſt der Quell der Schönheit und des Lebens,
Der reinen Seele Heimath und Symbol,
Des Geiſtes Ziel, der Endpunkt ſeines Strebens,
Der Menſchheit unverrückter ew'ger Pol.
Du biſt die Wahrheit in der Schönheit Glanze,
Urania im reinen Sternenkranze,
Du biſt — und deine Strahlen ſaugen
Des frommen Glücks und Dankes Thränen auf,
Die mir entſtrömen jetzt in vollem Lauf —
Du biſt der ſüße Blick aus meines Kindes Augen
Und ſelig, ſegnend meine Seele ſpricht:
Hab' Dank! hab' Dank! o Licht, o heil'ges Licht!

Ich habe lange, lange nach Worten gerungen, um zu ſchildern was in meiner Seele vorging, als ich den Blicken meines Kindes zum Himmel folgte, als ich ſelbſt mit ihm den Aufſchwung zum Lichte nahm. Da fielen mir einmal unwillkürlich die allbekannten weltberühmten Worte Milton's am Anfang des dritten Geſanges ſeines

„Verlorenen Paradieſes“ ein: Heal, holy light! und plötzlich ward es klar in meiner Bruſt und alle Gefühle, alle Gedanken, alle Erinnerungen aus Dichtern rannen plötzlich, wie Strahlen in einen Stern, in das Lied zuſammen, das ich ſoeben niedergeſchrieben habe.

Doch nicht alle; denn wer vermöchte in einen Rahmen zuſammenzufaſſen, was an Fülle der Gedanken aus dem unendlichen Strome des Lichtes quillt? Selbſt der Harmonienſturm, womit Haydn's Muſik die Worte „Und es ward Licht!“ umbrauſt, weckt nur eine ſchauervolle Ahnung von der Tiefe ihres Sinnes. Wie in einem Gegenpole drückt Dante dieſe Tiefe durch ein gleich maleriſches Wort aus, wenn er die Schreckenshöhlen der Hölle „ſtumm an Licht“ nennt; denn blind und ſtumm zugleich iſt die furchtbare Abgeſchloſſenheit von der lebendigen Schöpfung. Als Schmerz bricht dieſe Abgeſchloſſenheit in Melchthal's Klage bei Schiller aus, an die unwillkürlich Jeder denkt, der den zauberiſchen Reiz des Lichtes preiſen will.

Iſt aber das Böſe lichtlos, ſo iſt für den Denker und Dichter Licht und Gottheit gleichbedeutend; aus der neuplatoniſchen Philoſophie, aus Plotin hat Goethe den Spruch von der göttlichen Natur des Menſchen geſchöpft:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Dante's Worte ſind aber keineswegs eine blos bildliche Redeweiſe, ſprechen und ſehen ſind ſich naturverwandter als man denkt; die beiden griechiſchen Worte

für „reden und ſcheinen (glänzen)", φάω und φαίνω, ſind im Sanskrit noch Eins; ſo lebhaft wie der Schall zum Ohr, ſprach dem reinen Naturmenſchen das Licht und die im Lichte glänzende Schöpfung zum Auge; und von dieſem urſprünglichen Ausdruck iſt unſre moderne ſogenannte tropiſche Redeweiſe „das Auge ſpricht" nur ein Echo. Iſt doch das Auge, das Empfangsorgan des Lichtes, das einzige Glied, von dem man dies außer der Zunge ſagt.

Licht und Gottheit ſind gleichbedeutend, ſagte ich, ſie theilen dieſelbe Grundeigenſchaft. Das Licht erfüllt, wie Gott, die Welt; es allein iſt, nicht aber die Nacht; dieſe iſt nichts Wirkliches, ſie iſt nur der Schatten des Erdballs und dient, anſtatt das Licht zu verdecken, nur dazu, uns unzählige andre Lichtquellen in den grundloſen unendlichen Tiefen des Weltraumes zu zeigen.

Und wie ſich der ſcheinbare Dualismus der Welt in die göttliche Einheit auflöſt, ſo iſt auch Licht und Wärme Eins, gleichwie Herz und Geiſt in der Seele Eins ſind. Spinoza drückt dasſelbe in abſtracter Form aus, wenn er Denken und Ausdehnung die beiden Grundeigenſchaften Gottes nennt; das erſtere entſpricht dem Lichte, das zweite der Wärme.

Die göttliche Verwandtſchaft des Menſchen zeigt ſich aber auf verwandte ſinnliche Weiſe. Der Menſch allein von allen Weſen macht Feuer und Licht; „um des Lichts geſellige Flamme ſammeln ſich die Hausbewohner", und ſo wird das Licht der Genius der Familie, und der Herd die Sonne der ſittlichen Welt, an deren Gluth die edelſten Tugenden unſers Geſchlechtes erblühen.

O ewiges Licht, o heilige Gottheit, walte fort und fort leuchtend und erwärmend über meinem Kinde!

Aber nun besinne ich mich auch, was ich vergessen hatte zu bemerken: nicht zum ersten Male folgt das Auge meines Kindes dem Lichte; in den ersten Augenblicken seines Daseins schon sog es die Strahlen desselben in sein noch inhaltloses Inneres ein. Die Hebammen sagen eine der andern nach, das neugeborne Kind sehe noch nicht. Allerdings wird die aufmerksame Beobachtung erst nach und nach, in Folge der verschiedenen Eindrücke, die auf das Gehirn einwirken, selbstthätig. Dessenungeachtet behaupte ich, was ich gesehn habe; als ich der Hebamme beim ersten Waschen leuchtete, sah ich genau, wie die kleinen Augen dem Lichte der Lampe folgten, die ich in den Händen hielt; das Kind sah nicht nur, es blickte.

Es sucht die Bewegung. Legt man es, wenn es wach ist, in's Bett, so schreit es und kann doch noch nicht gehen; dann nehme ich es auf den Arm und trage, schaukle, tanze es in der Stube herum; es ist kaum in meinen Händen, so schweigt sein Geschrei; es fühlt, daß man sein Flehen erhört.

Nun ja, ich nehme es auf den Arm und trage es herum. Meine noch ledigen Freunde würden lachen, wenn sie mich so sähen, wie ich sonst auch darüber lachte. Man lacht, weil man noch nicht das Glück erkannt hat, eine junge Menschenseele heranzubilden.

Ich erinnere mich dabei, wie mir einmal meine Mutter in die Ferne schrieb: „Die N., unsre Nachbarin, hat ein kleines Mädchen.“ Ich lächelte darüber, daß meine Mutter diesem Ereigniß solche Wichtigkeit beilegen konnte. Damals dachte ich an die Fehden des Jahrhunderts, an den Kampf der Welt; wie eng und klein erschien mir da das häusliche eingepferchte Glück. Und nun ist mir auch ein kleines Mädchen zu Theil geworden; wie glücklich fühle ich mich nicht!

Es ist ein Mädchen, unser Kind. Habe ich es nicht schon gesagt? Wer denkt auch gleich daran? Für die Eltern ist es ein Kind.

Ein Kind! Ihr habt wohl noch nicht darüber nachgedacht, wie poetisch, wie keusch zugleich die Sprache in dem Worte „das Kind“ ist; sie unterscheidet nicht zwischen dem Sohn und der Tochter, alles Geschlechtliche existirt auch nicht für das Neugeborene, die Kleidung für den Knaben ist dieselbe wie für das Mädchen, das Kind ist nur der Keim des Menschen. Erst später „reißt sich stolz der Knabe vom Mädchen“, aber in der Wiege lächelt uns nur „das geliebte Kind“ zu.

Die französische Sprache verwischt diesen Unterschied zu früh. In seinem „Landarzt“ läßt allerdings Balzac die kürzlich verheirathete Müllerin, die man fragt ob sie einen Knaben oder ein Mädchen wünsche, antworten: „Pourvu que ce soit un enfant!“ „Wenn es nur ein Kind ist!“ Aber bald stört die leidige Grammatik diese schöne Naivetät des Herzens und Frau von

Sévigné ſagt mit phyſiologiſcher Klarheit: „Cette enfant est bien jolie.“

Allerdings haben die Franzoſen für das Kind in der Wiege das Wort bébé und behalten es fort für beide Geſchlechter, bis der Knabe die erſten Hoſen bekommt; es iſt den Engländern entlehnt, die das zarte Kind baby nennen, aber es iſt nur ein Ausdruck der Liebkoſung, eine Tändelei.

Es iſt doch ſonderbar: ſeitdem mir ein Töchterchen geboren iſt, ſehen mich die Kinder im Hofe — es ſind zufällig lauter Mädchen, meiſt von drei bis ſechs Jahren — mit ganz anderen, eigenen Augen an. Sie können ſich keine Rechenſchaft von dem geben, was ſie bewegt; aber ſie ahnen etwas, was ihre Herzen ſeltſam ergreift: „dieſer Mann, der uns bisher fremd war, iſt ein Vater wie der unſre; ein Kind, wie wir ſelber ſind, ſchmiegt ſich an ihn mit demſelben Vertrauen, mit dem wir uns an den unſern ſchmiegen.“ Ich bin ihnen offenbar näher gerückt, ich habe einen Platz in ihren Herzen.

Etwas Aehnliches geht in dem Herzen meiner Gattin vor. Wenn ſie mit unſerer Tochter ausgeht, betrachtet ſie alle Kinder, die ihr begegnen. Früher achtete ſie nicht darauf; jetzt iſt ſie wie gebannt; vor jedem, namentlich vor den jüngſten, muß ſie ſtehen bleiben, es prüfend anſehen, mit dem ihren vergleichen, die Wärterinnen, Mütter oder Ammen, die es tragen, ausfragen. Iſt es krank, ſo beklagt ſie es und iſt glücklich, daß das ihre ſich einer treuen Pflege erfreut.

Ist es gesund, schön — aber nein, neben dem ihren treten alle andern in den Hintergrund, ihr Kind ist das schönste von allen.

Ich ging mit meiner Frau spazieren; in der Straße sagte sie zu mir: „wie viel Kinder es doch giebt! ich bemerke das erst, seitdem ich auch eins habe. Die Straßen scheinen mir jetzt wie bevölkert von Kindern, und doch war es immer so; aber erst jetzt habe ich Augen dafür.“ Es ist etwas Heiliges, Göttliches um die Mutterliebe; ein Mutterherz dehnt ihre Liebe auf alle Kinder aus, es umschließt die Welt.

Ich habe es eben gesagt, mein Kind ist schon ausgegangen; auf sichren Armen getragen, von treuen Augen gehütet, ist es schon hinausgegangen in die Welt. Der erste Gang hatte es angegriffen, und ein paar Wochen lang haben wir es im Zimmer zurückbehalten, jetzt kommt es fast jeden Tag hinaus. Es scheint das etwas ganz Geringfügiges, und doch, was drängt sich Alles in den ersten Gang zusammen! Nichts ist wichtiger als der erste Schritt, den das Kind über die Schwelle des Hauses thut, in welchem es geboren ist. Aus dem süßen Traum des Daseins im Mutterschooß, aus dem engen Raum, in dem es die ersten Wochen seines Erdenlebens hinschlummerte, umgeben von lauter Liebe und Sorgfalt, tritt es nun hinaus in das Leben voll Kampf, in das Gewühl der Welt, wo Haß und Liebe sich befehden, wo die streitendsten Interessen mit einander ringen. Einst wird es auch seinen Theil an diesem großen Drama nehmen, wird es mitkämpfen, mitringen;

Haß und Liebe werden ſich in ſein Herz theilen, das dann leiden oder ſich freuen wird wie alle die, in deren Mitte es jetzt im Arm des Schlafes zum erſten Mal erſcheint. Und dieſer erſte Gang wäre kein wichtiger? O wohl dir, daß du ihn unbewußt thuſt, in feſtem Schlummer befangen vom erſten Hauch der freien Luft! Wärſt du dir des Ernſtes bewußt, der jetzt über dir ſchwebt, dein Herz würde vor Zagen ſtocken. Nimm, mein Kind, nimm meinen ganzen Segen hin auf deinem Gang durch's Leben!

Ich habe vergeſſen, an welchem Tage man dich zum erſten Male auf die Straße getragen hat. Den Tag, an welchem du zum erſten Mal mit deinen Füßen ſelbſt die Schwelle des Hauſes überſchreiteſt, ich werde ihn feierlich zu deiner Erinnerung aufzeichnen.

Die erſte Tugend eines Kindes iſt das Vertrauen, vorzugsweiſe die Tugend der Unſchuld, der Hülfloſigkeit. Wehrlos und ſanft wie das Lamm überläßt ſich das Neugeborne vertrauensvoll den Armen der Umſtehenden; es unterſcheidet ſie noch nicht, es weiß nicht, durch welche Bande Vater und Mutter an es gefeſſelt ſind; die Bruſt der Amme, der Fremden, nimmt es, als wäre es die der eignen Mutter, und es empfängt die Pflege einer Wärterin mit eben der Zuverſicht, es blickt zu derſelben mit eben derſelben Ruhe auf, mit der es ſpäter bei klarem Bewußtſein ſich den Armen der Mutter hingiebt. Es vertraut eben. Ein unendlich tröſtendes Gefühl liegt in dieſer Bemerkung, ſie iſt die ſchöne Be-

stätigung der sittlichen Weltordnung; der Glaube an die das All durchdringende Liebe wird mit uns geboren.

O Kind! du bist hülflos und doch fürchtest du dich nicht; du bist schuldlos und darum vertraust du.

Der Mensch kommt gut aus Gottes Hand, denn er glaubt instinctmäßig an die Güte des Menschen.

Aber schwach wie es ist, fehlt auch das Kind schon. Sein erster Fehler ist die Ungeduld, der Zorn. Es erwacht mit einem Bedürfniß, es fühlt sich vielleicht von einer Nadel gestochen, es verlangt sonst etwas; natürlich eilt man es zu befriedigen, aber so schnell wie es möchte, geht es doch nicht und dann weiß man auch nicht gleich was es bedarf. So vergeht einige Zeit. Wie wird sie ihm lang! Schon hat es genug Beobachtungssinn, um zu bemerken, daß man sich um sein Verlangen bekümmert, aber es will nicht warten, ungeberdig regt es sich mit Händen und Füßen, schreit es aus vollem Halse, das kleine wehrlose Ding wird zornig, daß man vor Spaß laut auflachen möchte, müßte man nicht fürchten, daß es sich Schaden thun könnte.

Ungeduld! Erste Untugend des Menschen auf seiner Wallfahrt durch's Leben, häßliche thörichte Schwäche, von der wir uns so spät erst losmachen können, oft dann erst, wenn es zu spät ist! Das Leben ist lang, alle Früchte reifen zu ihrer Zeit; wolle, mein Kind, sie nicht zu früh brechen, lerne Geduld! Manche der Früchte sind bitter und du wirst sie in Thränen essen, verlange nicht zu früh nach ihnen, lerne Geduld! Nicht alle Früchte reifen; manche die du ersehnst, nach denen du seufzest oder schreist, fallen vor der Zeit und dein Er-

warten wird getäuſcht; faſſe dich, ergib dich bei Zeiten, lerne Geduld! Das Leben dehnt ſich weit und lachend vor dir aus, dein Auge ſieht ſehnſüchtig die ſchöne Pappelallee hinab, durch die du zu dem Garten deines Glückes wanderſt, ungeduldig rühren ſich darin deine Füße und im raſchen Laufe möchteſt du zu deinem Ziele rennen. Lerne Geduld, o Menſch! lerne Geduld! Nur zu raſch iſt das ſchöne Leben verrauſcht, nur zu früh iſt die Wanderung vollendet, zu früh kommſt du am Ziele an, es iſt das Grab! Dann haſt du keine Eile mehr und wehmüthig blickſt du nach dem ſchönen, ſtillen Ort zurück, von dem du ausgingſt, ſehnſt dich wieder zurück nach deiner kleinen Wiege, in der du jetzt vor Ungeduld ſchreiſt, daß man dich nicht raſch genug herausnimmt!

Von der häßlichen, ungeberdigen Ungeduld kehre ich zurück zu dir, ſchöne Tugend der Unſchuld, frommes Vertrauen! Das Auge, mit dem du uns anblickſt, lacht ſanft und ruhig wie der ſtille See, in dem ſich der heitere, blaue Himmel beſchaut. Du biſt der milde Führer durch das Dorngeſträuch des Lebens; wem du im Herzen ruhſt, wird nie verzagen. Wehe dem Menſchen, der das Vertrauen im Herzen des Kindes tödtet! Er ſtreift den Schmelz von den Schmetterlingsſchwingen der Seele, er trübt den reinen Spiegel vom Auge der Unſchuld, er vergiftet das Leben!

Die große Tugend der Eltern und derer, die mit Liebe das Kind pflegen, iſt die Nachſicht. Wenn es ungeduldig wird, iſt nicht die Haupturſache davon ſeine Unfähigkeit ſich auszudrücken, uns ſein Bedürfniß zu

nennen, kurz — zu sprechen? Wie könnte man da selbst ungeduldig werden! Mitleid hat man mit dem armen Geschöpf, das vielleicht über sich selbst böse ist, gegen sich selbst ungeduldig wird, weil es sich nicht verständlich machen kann. Die Lateiner nannten darum das Kind „infans, das noch nicht Sprechende."

Was für Versuche macht es nicht zu reden! Man sieht deutlich, wie es arbeitet, wie Zung' und Gaumen sich anstrengen, und schon werden seine Laute artikulirter, fast bildet es Sylben und es gibt den Tönen, die seiner Kehle entquellen, eine ausdrucksvollere Betonung.

Freundliches, wonniges Wesen! wie du, so erwarten deine Eltern den süßen Augenblick, wo deine Lippen zum ersten Male das Wort „Vater! Mutter!" lallen, wo du sprichst, wo dich die Sprache zum Menschen macht.

Mit Recht sagt Herder: Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheuere Fluth seiner Gefühle in Dämme einschloß und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte.

Der Erwachsene überlegt nicht, wie viel Eindrücke das Kind erst sammeln muß, um denken und sprechen zu können. Die unzähligen Gegenstände, die wir vor Augen haben und die in stetem Wechsel an uns vorüber gehen, sind für das Kind ebenso viele Räthsel, die es zu entziffern sucht. Ich sehe wohl, wie das meine, wenn man es auf dem Arme trägt, anfängt zu beobachten, zu vergleichen, wie es ein Bild an der Wand von dem Hausgeräthe unterscheidet, wie es bald von

dem einen, bald von dem andern Gegenſtande angezogen wird. Die Bilder mögen ſich hinterher in ſeinem Geiſte, den zu viele Eindrücke ermüden, manchmal wieder verwiſchen; aber doch ſcheint es ſich ſchon zu erinnern. Es war geimpft worden und hatte daher die Stube eine Woche lang gehütet; als man es zum erſten Mal wieder auf die Promenade trug, öffnete es die Augen mit einem ganz ſonderbaren Ausdruck und ſtieß ein fröhliches Ah! wie zum Zeichen der Wiedererkennung aus.

Die phyſiſche Entwicklung geht ſchon raſcher vor ſich, ſie befördert die geiſtige. Noch iſt die Willenskraft ſchwach; wenn es ungeduldig nach der Milch ſchreit, ſo faßt es ſich noch lange nicht, obgleich es die ſüßen Tropfen ſchon auf der Zunge fühlt, ſein Geiſt vermag dem unwillkürlichen Ausbruch ſeines Schmerzes noch nicht raſch zu gebieten. Nur langſam kommt er zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt, zum Gebrauch ſeiner Sinne und Organe. Der Geruchsſinn iſt erwacht. Es hat ein Paar Mal Orangeblüthenwaſſer getrunken; neulich ſollte es wieder welches bekommen; kaum öffnet man das Fläſchchen, ſo dehnt es Augen und Naſenflügel aus und zeigt, daß es ſich des Duftes und Trankes erinnert.

Sein Gehör iſt empfänglich. Ich hatte es in den Armen und ließ es tanzen, indem ich ihm mit koſenden Worten zuſprach; plötzlich unterbrach ich mich, um die Mutter zu rufen, ſie war in einer entfernteren Stube und meine Stimme war laut. Anfangs ſagte das Kind nichts, es ſchien nur zu horchen; dann als ich auf's Neue und dringender rief, fing es plötzlich an zu weinen. Es unterſchied ſicherlich die jetzige laute fortſchallende Stimme

von den vorhergehenden Liebkosungen und glaubte gewiß, daß ich es ausschölte.

Auch sein Sehorgan ist schon einmal mit Absicht von ihm gebraucht worden; ich habe bemerkt, wie es das rechte Händchen eine Minute lang ruhig hielt und mit dem Auge darauf verweilte.

Die Pforten zu seinem Geist und seinem Herzen öffnen sich nach und nach und schon erzieht man es zur Selbstbestimmung. Neulich hatte es den Schnupfen, sein Näschen war verstopft, da hielt man ihm ein Tuch vor, klemmte die Nasenflügel zu und siehe da! es schnaubte sich. Man wird sagen, daß der Instinkt es naturnothwendig dazu trieb, der eingepreßten Luft Raum zu schaffen; aber das ist der Anfang alles psychischen Lebens. So gewöhnt man es auch an's Gehen. Die Tante stellte das Kleine, als man es eben gewaschen hatte, auf den Schooß und durch einen leisen Zug an der Schulter brachte sie es dahin, daß es von selbst ein Füßchen nach dem andern vorsetzte.

Ißt das kleine starke Ding doch schon sein Brod- und Griessüppchen und ist nur erst zwei Monat alt!

Stark nannte ich's? Und schon war es krank, nach dem Impfen litt es an Fieber. Schmachtend wie eine welke Blume ließ es das Köpfchen, das es sonst so kräftig hebt und trägt, schlaff auf die Seite hangen, daß wir mit Bangen die Tage verbrachten. Mit Recht vergleicht man die Kinder mit Blumen; sie sind so zart und anmuthig, aber auch so schwach wie diese. Du schöne Mairose, welke nicht, blühe auf zu voller Schönheit!

Da denke ich eben an ein liebliches Begegnen. Ich ging in der Straße an einem Herrn vorbei, der ein hübſches Mädchen von fünf oder ſechs Jahren, offenbar ſein Töchterchen, an der Hand führte; eben überſchritt ich den Eingang einer Seitengaſſe und ſprang auf das andere Trottoir, als ich plötzlich ein warmes, weiches Händchen meine Hand faſſen fühlte; ich ſah zur Seite und ſah das hübſche Mädchen, dem ich eben begegnet war neben mir; es hatte ſich zufällig von ſeinem Vater getrennt und, in Gedanken vorwärts gehend, mich für denſelben gehalten. Es rührte mich wunderbar. Wenn ich einſt ſo mit dir ſpazieren gehen werde, meine Tochter!

Man ſagt, daß in der Regel die Tochter dem Vater gleicht. Der Ausnahmen ſind viele, und wir, die Mutter und ich, ſtreiten uns oft darüber, ob ſie mir gleicht. Es ſcheint ſo; „aber, ſagt dann die Mutter, die Augen hat ſie von mir.“ Ich entgegne und nehme die Haare in Anſpruch, die blond ſind, wie die meinen. „O, iſt die Antwort, ſie fangen ſchon an braun zu werden, gewiß werden ſie einmal ſchwarz wie die meinen, und ſieh nur die Wimpern an, ſind ſie nicht —?“ Und nun gibt es ein Streiten, ein Zanken, wobei immer Eins neidiſcher iſt als das Andere. Kind, ſüßes Räthſel, du biſt ſie, und du biſt doch wieder ich. Es fallen mir Immermann's Worte aus ſeinem Merlin ein, ich ändere eins davon und ſage dann mit ihm:

Das Weltgeheimniß iſt nirgendwo,
Es iſt nicht hier und nicht dorten!
Es ſchaukelt ſich ein unſchuldiges Kind
Auf der Liebe blühenden Worten.

Aber, ob ſie mir, ob ſie dir gleicht, Weib meiner Wahl, dir doch danke ich ſie. Mit einem neuen Gefühle der Achtung neige ich mich vor dir; es iſt nicht mehr die zauberſüße Miſchung von Scheu und Sehnſucht, es iſt ein ernſtes Gefühl voll Ehrerbietung und ich denke an die Worte des Chors in Schiller's „Braut von Meſſina," als Donna Iſabella zwiſchen ihren Söhnen erſcheint.

Beide Chöre.

Preis ihr und Ehre,
Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne!
Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.

Erſter Chor.

Schön iſt des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz,
Schön iſt der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwiſchen der Söhne feuriger Kraft,
Nicht auf der Erden
Iſt ihr Bild und ihr Gleichniß zu ſchauen,

Hoch auf des Lebens
Gipfel geſtellt
Schließt ſie blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt ſich die herrlich vollendete Welt.

Selber die Kirche, die göttliche, ſtellt nicht
Schöneres dar auf dem himmliſchen Thron,
Höheres bildet
Selber die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Es liegt allerdings etwas wunderbar Reizendes in dem Gegenſatz von Mann und Weib, wenn er verſöhnt als Sohn und Mutter erſcheint. Ein eigener Zauber verklärt ihn und göttlich ſchön iſt der Stolz, mit dem die Mutter auf den von der Welt gefeierten Mann blickt, der ihr Sohn iſt. Aller geſchlechtliche Unterſchied iſt verſchwunden, der Sohn ſieht in ſeiner Mutter nicht das Weib, ſondern ein Ideal, ſo fern und nah wie die unſichtbare Gottheit.

Gewöhnlich wünſcht man auch immer einen Sohn, wenn man das erſte Pfand der Liebe erwartet; man ſagt das ſo hin, unüberlegter Weiſe, wie die junge Frau am Piano ein Lied ſingt: „Mein Erſtgeborner.“ Und mein Erſtgebornes iſt ein Mädchen!

Aber du biſt mir ſo lieb, als wärſt du ein Knabe. Während die Söhne dem greiſen Oedipus Jammer bereiteten, war die fromme Antigone die Führerin des blinden Vaters. Kein Heldenthum reicht an den heiligen Märtyrtod der „Jungfrau von Orleans.“ Und du, liebes Töchterchen, war deine Mutter, mein geliebtes Weib, nicht auch ein Mädchen? Und iſt Frauenſchönheit nicht die Perle der Schöpfung?

Frauenſchönheit! Wer ſie nicht in einer jungen Mutter geſehen hat, hat ſie nicht geſehen.

Da ſitzen die zwei neuvermählten Freundinnen im Garten, zwei ſchön erblühte Frauenblumen mitten unter Blumen; der einen ruht ſchon die ſüße Frucht ihrer Liebe auf dem Schooße, der andern regt ſich die liebliche Hoffnung noch unter'm Herzen. Sie begegnen ſich zum erſten Mal nach der Vermählung wieder. In ihrem Blicke ringt ein wunderbares ſüßes Gemiſch von verſchiedenartigen Empfindungen und Gedanken; es iſt ein holder Streit von mädchenhafter Schamhaftigkeit und weiblicher Erfahrung. Sie ſehen ſich an mit verſtändnißinnigem Lächeln und können doch gegenſeitig ihren Blick nicht aushalten und — ſie ſchlagen das Auge nicht nieder, denn was in ihren Herzen vorgeht, iſt rein wie das Sonnenlicht — aber ſie wenden es weg, ſanft erröthend in lieblicher Verwirrung, und dann auf einmal ſehen ſie ſich wieder herzhaft an und brechen wie muthwillige Kinder in ein helles, ſchalkhaftes Lachen aus, daß die Sonne neugierig durch die ſchwankenden Zweige hereinblickt und die Vögel plötzlich in ihrem Gezwitſcher innehalten. Ihre Seelen gleichen dem klaren See, der die unbewölkte Himmelsbläue im reinen Buſen widerſpiegelt und deſſen Oberfläche plötzlich ein neckiſcher Morgenwind kräuſelt. Und nun beginnt ein fröhliches Geplauder, von ſo wonnigem Zauber, wie es nur auf den Lippen junger Frauen erblühen kann, die ſich als Mädchen im Penſionat verlaſſen haben und ſich nun als Neuvermählte, als glückliche Mütter wiederſehen; die Erinnerungen an die Kinderſpiele durchkreuzen ſich mit den Ergüſſen des Mutterglückes, in den hellklingenden Scherz tönt mit

komiſcher Gravität der Bericht, wie eine Jede das Scepter des Hauſes führt, aber keine Note in dem luſtigen Concert wird feſtgehalten, das rinnt in geſchwätzigem Plaudern fort, wie die Wieſenquelle unter Blumen über Kieſel hinrennt; und darein ſingen die Vögel, die von den Bäumen zuhören, ſpielen die Sonnenlichter, die ſich in die glücklichen Augen hineinſtehlen möchten, nicken die Blumen, die wie mitfühlend zarter duften, und dazwiſchen blüht auf dem Schooße der jungen Mutter die ſchöne Menſchenknospe, das holde Kind, und wenn es von dem fröhlichen Geplauder erwacht und das Auge öffnet, da geht es daraus hervor wie Paradieſesglanz und der Garten wird zum Eden. Aber über das Anlitz der jungen Frau, der Mutter, fliegt eine Verklärung voll roſiger Milde und ſtrahlender Wonne, daß der ganze Himmel, der ſich über ihr ausſpannt in kryſtallener Bläue, noch einmal ſo ſonnig lacht, als wäre er nur der Widerſchein von der Seligkeit im Mutterauge.

Es war Kirchweih in einem Dorfe vor der Stadt; wir ließen das Kind, das noch zu zart iſt für ſo lange Gänge, nach Hauſe tragen und fuhren über den Fluß hinüber. Ich liebe es, mich in einer fröhlichen Volksmenge zu verlieren, die aller Etikette fremd nicht die Schranken kennt, welche falſcher Anſtand und verkünſtelte Sitten um die verſchiednen Geſellſchaftskreiſe gezogen haben. Da hat das laute Gelächter noch metallenen Klang und die Freude kommt aus dem Herzen; ſie iſt zuweilen lärmend wie die Arbeit, deren rauhen Händen ſie flinkfüßig mit Einem Satze entſpringt, aber ſie iſt natürlich. Und das war denn auch ein Lärm, wie ihn

das Volk macht, für das nicht alle Tage Festtag ist. Da ließ ein verliebter Bursche sein fröhliches Schätzchen um Pfefferkuchen würfeln, dort schäkerten muntere Mädchen in lustigem Geschwätz mit einander und wiesen wort- und schlagbereit den derben Witz und die rüstigen Arme zurück, die nach ihnen verlangten; weiterhin versammelte die Trommel eines Marktschreiers die gaffende Menge um eine Schaubude, die kleinen Buben jagten sich durchs Gedränge, hier und da lagerten Gruppen singend im Grase, bald eine Flasche leerend, bald vom ebengekauften Kuchen naschend, während daneben kleine Mädchen sich im Reihen drehten und mit hellen Kinderstimmen dazu sangen. Auf einmal fiel unser Blick auf eine andere Gruppe; welch trauriger Anblick! Es waren auch Kinder, Knaben von sechs bis etwa elf Jahren, die im Grase lagerten, aber sie sangen nicht, sie spielten nicht, ihr Blick war so farblos grau wie das einförmige Gewand das sie alle trugen; so sahen sie stumm dem fröhlichen Treiben um sich zu, halb sich verwundernd über das Schauspiel und den Lärm der sie umgab, wie über etwas Fremdes, für das ihr Herz kein Verständniß hatte, halb stumpfsinnig und gleichgültig. Was ging sie die Welt an, in der Niemand sie liebte? Es waren Waisenkinder, meist Findlinge! Kein Vater führte sie an der Hand, um ihnen die Kostbarkeiten umher zu zeigen oder eine kleine Leckerei zu kaufen, keine Mutter lächelte ihnen zu und sang ihnen ein Kinderlied vor, sie mit einem Kusse aufmunternd es mit zu singen. Bei Seite, gestützt auf einen Stock, standen ein Paar Aufseher in ernst zugeknöpftem Rock, zugeschnitten wie eine Uniform, ebenso mürrisch und trübselig aussehend wie sie selbst.

Es war ein trauriger in's Herz ſchneidender Anblick. Um die Armen herum hüpften glückliche Kinder an der Hand des Vaters, an der Seite der Mutter, ſich tummelnd mit fröhlichen Brüdern, Vettern und Nachbarskindern. Ein Waiſenkind und nun gar ein Findelkind hat nicht einmal einen Bruder, für das Verlaſſene giebt es kein Band der Familie, es iſt ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft. Das Erbarmen iſt zwar erwacht in dem Herzen der Menſchen und der Staat nimmt ſich der Waiſen an, er giebt ihnen leibliche Pflege und ſorgt für ſie. Aber wer erſetzt ihnen die Familie? Nur an dem Feuer des häuslichen Herdes erwacht die ſittliche Wärme des Herzens, nur in der Atmoſphäre der Familie erblüht die zarte Pflanze des Geiſtes zur duftenden Reife. Nicht einmal Nachbarskinder haben die Waiſen, ſie haben ja kein Haus. Eingeſperrt in eine öffentliche Anſtalt ſind ſie vielmehr Gefangene denn freie Weſen; ihre Willenskraft entwickelt ſich nicht, Gehorſam iſt ihnen auferlegt, nicht jener fromme Gehorſam des noch unerzognen Kindes, das aus Mutter- und Vatersmunde lernt, was recht und unrecht, gut und böſe iſt, ſondern der unterwürfige Gehorſam der nicht fragen darf: warum? der unbedingt der Hausregel und dem Worte des Aufſehers folgt, nicht der Gehorſam der Liebe, welche weiß, daß die Liebe räth, ſondern der Gehorſam des Zwanges, der oft nur von der Furcht geleitet wird. Und ſind die Zeiten auch vorüber, wo es noch „Zucht- und Waiſenhäuſer" gab — entſetzliches, alles menſchliche Gefühl höhnendes Wort! —, wo man die armen Geſchöpfe mit Verbrechern in eine Anſtalt zuſammenſperrte, wie elend iſt noch immer das Loos der unglücklichen Kinder!

Und wie ich das Alles so überlegte und erwog, da dachte ich an mein liebes Kind, das von liebenden Herzen gepflegt und gehütet wird wie das Glück des Hauses, und uns alle Mühen und Sorgen so reichlich wiedervergilt durch die Freude, die uns sein Anblick bereitet. Mache den armen Kindern auch eine Freude, rief es in mir, daß sie wenigstens ahnen was ein Vaterherz ist; führe sie an die Bude dort und kaufe ihnen einen Pfefferkuchen oder sonst etwas, du wirst dich gewiß dann um so glücklicher fühlen — so stand ich und zögerte eben, es war halb eine thörichte Scheu meinem Gefühle vor der fremden Menge Luft zu machen; da werden sie gaffen, dachte ich, und du wirst in Aller Munde sein. Und wie ich so zögerte, kam eine Zerstreuung und der Gedanke verging und — ich ging weiter.

Es ist Abend und ich gehe schlafen — mit schwerem Herzen. Ich habe eine gute That nicht gethan, die ich hätte thun können, diese Versäumniß ist mehr, sie kommt einer schlechten That gleich, und ich frage mich: „bist du des Glückes würdig ein liebes Kind zu haben? Hat der Vater aller Menschen dir nicht durch dein Kind die Pflicht fühlbar gemacht, auch der armen verlassenen Kinder dich anzunehmen?“ Mein Herz ist schwer. Warum kann ich nicht mit dem beglückenden Bewußtsein zu Bett gehn, eine gute That gethan zu haben, Andre beglückt zu haben.

Mein Herz wird schwerer. Eine gute That löscht eine böse auf der Tafel des Gewissens aus, denn sie ist ein Schritt vorwärts zur Vollkommenheit, zur Reinheit. Eine böse That mehr hängt sich mit Centnergewicht an die Reihe der früheren und wir fühlen ihre bleierne Schwere um so drückender.

O du, dem jemals dieſe Zeilen zu Geſicht kommen, laß dir ſie eine Aufforderung zur Milde ſein; gehe nicht fühllos an den armen Verlaſſenen vorüber; Liebe allein erzieht zum Guten, thue ihnen Gutes, damit ſie gut werden.

Mutterliebe! du verſchönſt nicht nur das Weib, du reinigſt es auch von ſeiner Schuld, wenn es gefehlt hat, du entſühnſt, entſündigſt es. Wie fühle ich das lebhaft ſeit dem geſtrigen Begegniß! Da wohnt in einer Seitenſtraße nahe bei uns ein junges hübſches Mädchen, ſie iſt Nähterin und lebt bei ihren Eltern, armen Handwerkern. Ich habe ſie früher einmal bei Bekannten geſehen, wo ſie auf Arbeit war; der ſchöne Kopf mit den feingeſchnittenen Zügen auf der ſchlanken Geſtalt fiel mir ſogleich auf, ich ſagte ihr Artigkeiten, Andre flatterten um ſie, ſie war aber zurückhaltend. Später horchte ſie auf das Gekoſe eines jungen Pianiſten, der ihr die Ehe verſprach, und — nun heißt ſie eine Gefallene. Wenn ich ſie durch die Straße gehen ſah, mit dem Kind auf dem Arm, mußte ich ſie mit ſtillem Mitleid betrachten. Seit geſtern iſt mein Mitleid Achtung geworden. Wie Andere, könnte ſie ſich ihres Kindes entledigen; ſie aber trägt gewiſſenhaft die Folgen ihrer thörichten Leichtgläubigkeit und zieht das Kind mit mütterlicher Sorgfalt auf. Es fehlt ihm der Vater, aber das Unentbehrlichſte für das kleine Geſchöpf, die Mutter, ſteht ihm hülfreich zur Seite. Sie lächelt dem armen Kleinen zu, und das unſchuldige Weſen beglückt durch die Liebe, die ihm aus dem Antlitz der Mutter entgegenleuchtet, lächelt ihr kindlich zurück; ja ſie freut ſich mit Mutterſtolz über

den Knaben, denn er ist schön und gedeiht trefflich. Und sie hat Recht; ist auch sie unglücklich, dem Kinde ist die schönste Gabe geworden, die der Mensch auf Erden hat, eine Kindheit, auf die der Sonnenschein des Mutterlächelns gefallen ist. Wie dunkel auch das Leben ihm nachten möge, nun kann es getrost hinausziehen der stürmischen Zukunft entgegen; in seinem Herzen lacht fort und fort der Strahl der Mutterliebe. Einmal hat es das Glück gekannt, nun kann es niemals verzagen. Aber die Menschenblume, die nicht der Thau des Mutterkusses erfrischt hat, welkt früh oder erblüht doch niemals zu Duft und Farbenglanz. Wie edel steht das arme Mädchen nun da! Sie führt der menschlichen Gesellschaft einen Menschen zu, der, weil er geliebt worden ist, auch Andre wieder lieben, sich Anderen nützlich machen wird. Wie verächtlich dagegen erscheint der Verführer, der sich feig seiner Verantwortlichkeit entzieht! Man sagt, er sei nicht abgeneigt sein Versprechen zu halten, nur seine Eltern, die einen Kramladen haben und im Wohlstand leben, widersetzten sich. Was für Niedrigkeiten kriechen doch in der bürgerlichen Gesellschaft umher und verhindern deren freie Entfaltung! die armseligen Leute sind um nichts gebildeter als die Familie des Mädchens, das ihr Sohn bethört hat, aber in ihrem Kasten klingen ein paar Thaler mehr, und darum muß das arme Mädchen ihre Ehre, ihr Lebensglück einbüßen! Wann wird man einmal die rechte Sittlichkeit erkennen lernen?

Die Entwicklung des Geistes ist ein seltsames Räthsel. Die Eindrücke der äußern Gegenstände erwecken zuerst die Neugierde, das Kind möchte sich von denselben

Rechenschaft ablegen. Darin scheint mir das erste Studium der geistigen Thätigkeit zu bestehen. Ich sehe, wie das Kind, das früh nach dem vollen Erwachen in das große Bett gelegt wird, die Blumen an der Wandtapete beobachtet, sie scheinen ihm zu gefallen, wenigstens reizen sie es, und um zu erkennen, was diese Erscheinungen sind, greift es danach. Die Sprache, die mit dem Menschen erwachsen und gebildet worden ist, hat diese Stufe des geistigen Lebens durch das Wort begreifen bezeichnet. Was ich in der Hand halte, habe ich „begriffen und gefaßt.“ Das Volk, das durch ein einen rein sinnlichen Act bedeutendes Wort den Act des Denkens bezeichnet, war, als es dieses Wort schuf, selbst noch Kind. Es entspricht dies einer allgemeinen Erfahrung, wie dies uns die Sprachen der andern Völker lehren.

Die erste Entdeckung, welche das Kind macht, ist die der Entfernung. Alle Gegenstände erscheinen ihm Anfangs gleich nahe, sonst würde es nicht nach entfernten greifen. Doch mag die Beobachtung der Entfernung schon beginnen, ehe es zu begreifen sucht. Mir scheint, als fühle es, daß es dem Fernen zulächle; und nähere ich mich seinem Blicke, so ist derselbe physisch beunruhigt; ich scheine es zu drücken.

Welches Glück ein schöngeformtes und wohl gedeihendes Kind ist, sehen wir aus dem Schmerz einer Mutter. Wir hatten früher eine Zeitlang eine Aufwartefrau, die vier kleine kränkliche Kinder hat; Entbehrung und ungesunde Wohnung mochten die Hauptursache von der Schwächlichkeit derselben sein. Jetzt

trug ſie noch ein fünftes unter dem Herzen. Sie begegnete auf der Straße den Frauen, die das Kind ſpazieren trugen, das ſie lange nicht geſehen hatte und zu betrachten wünſchte. Man blieb ſtehen. Mit einem unbeſchreiblich gerührten Blicke verweilte ſie auf den blühenden Zügen, und voll Freude an dieſer Fülle kindlicher Geſundheit, plötzlich aber von der ſchmerzlichen Erinnerung an ihre ſiechen Kleinen getroffen, brach ſie in die Worte aus: „der liebe Gott muß doch ein rechtes Auge auf Sie haben!“ Es gab einen Augenblick frommen Schweigens.

Die Frauen allein haben die urſprüngliche Gleichheit des Menſchengeſchlechts unter ſich bewahrt. Wo ſich zwei Mütter begegnen, verſchwindet Rang und Stand. Darum nannte Schiller die Frauen mit Recht: treue Töchter der frommen Natur.

Ich ſinne immer wieder darüber nach, wie mein Kind *begreift*. Die äußern Gegenſtände wirken allerdings auf daſſelbe ein, aber es lebt doch in ihm das Bedürfniß ſich dieſelben zu erklären, deshalb greift es nach ihnen. Der Geiſt lebt in ihm.

„Kraft und Stoff“ entgegnet man mir. Nun, ich leugne den Stoff gar nicht, er exiſtirt. *Aber ebenſo realiſtiſch wie er exiſtirt der Geiſt.* Jene materialiſtiſche Theorie war nur ein Rückſchlag gegen die in leere Abſtraction verduftende Grübelei der Hegel'ſchen Philoſophie. Dieſer Rückſchlag entſprang aus dem Bedürfniß geiſtiger Geſundheit, er war das Verlangen aus dem Siechthum der Scholaſtik in die friſche Luft der Natur zurückzukehren. Solche Hinneigungen zum Ma-

terialismus sind allen Epochen eigen, in denen ein Ueberwuchern der Denkkraft oder des Gefühls zu geistiger Schlaffheit führt. Im 18. Jahrhundert reagirte in demselben Sinne die materialistische Philosophie in Frankreich gegen den Jesuitismus.

Daß der Geist existirt, ebenso wirklich existirt wie der Stoff, sehe ich aus der Geschichte der Menschheit, die nichts anderes ist als die Schöpfung oder das Product des Geistes. Es mochte früher instinctmäßig geschehen, wie immer in der Kindheitsepoche, aber heutzutage kann es Niemand leugnen, daß die Menschheit mit Bewußtsein nach einem gesellschaftlichen Zustande ringt, der für sie ein Ideal ist. Ein Ideal im doppelten Sinne des Wortes, zuerst im rein realistisch-grammatikalischen, ein Gedankending, ein Gegenstand des Nachdenkens, sodann im moralischen Sinne, ein Gegenstand des Verlangens, ein verlangenswerther Gegenstand, ein Zustand der Vollkommenheit, in welchem die Bedürfnisse und Fähigkeiten der menschlichen Gesellschaft, das heißt: der Einzelnen wie der Gesammtheit, harmonische Befriedigung finden. Das Planmäßige dieses Strebens setzt naturnothwendig das Bewußtsein desselben und den Willen voraus; Geist ist aber nichts anders als Selbstbewußtsein und Wille.

Im Anfang war die That, sagte Goethe, als er die Uebersetzung des vierten Evangeliums verbessern wollte. Setzen wir aber anstatt „Wort" für das griechische Logos, das der Verfasser des vierten Evangeliums der neuplatonischen Philosophie entlehnt hat, das treffendere „Geist", so haben wir denselben Gedanken. Geist und That ist Eins.

Wohin ich sehe, ob ich mich zurückversetze in die Tiefen der Ewigkeit hinter mir, ob ich mich verliere in die Tiefen der Unendlichkeit um mich her, ich sehe im allgegenwärtigen Stoff den allgegenwärtigen Geist. Sie sind; sie sind beide. Was gäbe es ohne sie? Ein Undenkbares, ein Unding, Nichts. Da ist nichts Geheimnißvolles; dieser Gedanke ist die volle Klarheit. Indem ich mir meiner bewußt bin, bin ich mir beider bewußt. Der Zweifel ist aufgelöst und versöhnt in harmonischer Einheit. Geist und Stoff sind vereint und heißen Ich.

Und worin lese ich Alles das? In den Augen meines Kindes. Was mich aus ihnen anlacht, ist der allgegenwärtige Geist.

Aus dieser Erkenntniß entspringt das Bewußtsein einer schweren Pflicht, die der Erziehung. Ich bin gebunden, das Wesen, dem ich das Dasein gegeben habe, auch für seine Bahn auf Erden zu bilden, seinem Geiste die Kraft zur guten Thätigkeit und die Richtung zu geben, die nach meiner sittlichen Bildung die rechte ist.

Von den sogenannten fünf Sinnen ist grade der geistigste bei meinem Kinde auch der regste, ich meine das Gehör. Theoretisch hat es Schiller als solches erklärt, indem er die Tonkunst die Sprache der Seele nennt; er sagt:

Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Eine Erfahrung bestätigt diese Ansicht. Der blinde Dichter Pfeffel wurde einmal gefragt, welches Unglück

ihm das größte ſcheine, der Verluſt des Geſichts oder der des Gehörs.

„Offenbar der des letztern", erklärte er. Und allerdings iſt daſſelbe das vermittelnde Organ für den Menſchen als „geſelliges Weſen."

Ich weiß nicht, ob es bei andern Kindern auch der Fall iſt; das meine mag noch ſo beſchäftigt ſein, ſobald eine Perſon ein Geſpräch führt, horcht es auf und wendet das Auge nicht von ihr. Seine Aufmerkſamkeit iſt um ſo größer, je beſonnener die Rede iſt. Bei einem ernſten Geſpräch, wo ich faſt zehn Minuten lang das Wort führte, hat es mich unverwandt betrachtet.

Sein Auge dagegen iſt weniger reizbar; fixirt daſſelbe einen Gegenſtand, ſo läßt es ſich nicht ablenken, ich mag ihm noch ſo neue und ſeltſame Dinge vorhalten und aufdrängen. Allerdings iſt ſein Geiſt thätig und läßt ſich nicht zerſtreuen.

Die Beobachtung ſcheint mir die Parallele zu Herders oben angeführten Worten zu bilden. Wenn die Sprache allein den Menſchen menſchlich gemacht hat, ſo mußte das Gehör das empfindlichſte Organ ſein. Hören und Sprechen ergänzen ſich.

Erwacht der Geiſt oder wird er erweckt? Schlummert er wie der Funke im Stein, bis ihn der Stahl hervorlockt, oder leuchtet er auf wie der Stern im Weltall? In der Welt beruht Alles auf Gegenſeitigkeit; es mag beides ſtattfinden. Ein Anſtoß wird gegeben, die Wiederholung erfolgt freiwillig.

Die Tante hatte das Kind auf dem Schooße, das

Köpfchen zur linken Schulter geneigt; ſie ſpielte Verſteckens mit ihm. „Kri“ rief ſie laut, indem ſie ſein Köpfchen raſch drehte und zwiſchen Bruſt und Arm barg; dann drehte ſie's plötzlich wieder um, wandte es uns zu und rief: „da iſt's“. Sie hatte das Spiel nicht zehnmal getrieben, als das kleine Geſchöpf es ſchon verſtand. Sobald die Tante nur Miene machte, drehte es ſchon von ſelbſt den Kopf nach der Richtung, der es eben folgen ſollte, und lächelte leiſe zu.

Es waren mehrere Tage vergangen und man hatte das Spiel ein paar Mal wiederholt. Da lag es früh einmal, während man die Wiege zurecht machte, auf meinem Bett. Ich ſah es freundlich an und es lächelte mir zu. Auf einmal nahm ſein Lächeln einen ſchelmiſchen Ausdruck an, ſein Köpfchen kehrte ſich um, verbarg ſich ins Kiſſen, und drehte ſich plötzlich wieder nach mir, während es mich ſchalkhaft anſah. Das Spiel wiederholte ſich mehrere Male hintereinander. Das Kind hatte ſich des Spaßes erinnert und trieb ihn jetzt von ſelbſt. Es beſtimmte ſeine Thätigkeit ſelbſt.

Wie das Kind von ſelbſt denkt, kann man beobachten, wenn man es mit andern Kindern zuſammenbringt, wie wir es thaten. Zwei kleine Mädchen, die im Hauſe ſpielten, traten zu uns herein, um das Püppchen zu ſehn. Plötzlich verklärte ſich das Antlitz meines Töchterchens, es fühlte, daß es mit ſeines Gleichen zuſammen war, mit Kindern wie es ſelbſt. Welche Freude ſprach aus ſeinen Zügen, ſeinen Lauten! Wir waren wie vergeſſen, es lebte ganz mit den kleinen Mädchen.

Es lag etwas Schmerzliches für mich darin und ich besann mich eines Wortes, das ich einmal selbst als Kind gehört hatte: „Jemehr die Kinder wachsen, jemehr schieben sie uns, damit wir ihnen Platz machen.“ Für das kleine nur ein paar Monate alte Kind sind wir schon die Vergangenheit; für dasselbe ist die Gegenwart nur mit den andern Kindern. Nicht mit uns, mit diesen lebt es, sein Leben zählt allein, mit ihrem Dasein beginnt die Geschichte für die Kinder.

Seltsame Einbildung! halb Träumerei, halb Wirklichkeit. Sind wir Erwachsenen nicht im gleichen Falle? Wir glauben noch frei zu sein, frei zu handeln, und schon müssen wir die Hälfte unsrer Gegenwart für das Kind aufopfern. Wir möchten noch selbst lernen und müssen nun lehren, so unfertig wir sind. Wir glauben noch vorwärts zu gehen und wir bleiben nach und nach stehen und sehen den Kindern nach, die jetzt weiter auf der Bahn hinschreiten, während wir müde ausruhen.

Finden wir uns denn nur, um von einander zu scheiden? Gerathen wir denn nur blindlings, für kurze Dauer, eben nur auf das Gerathewohl zusammen, um dann wieder uns zu verlassen, wie uns unsre Lieben vor uns verlassen haben? Zerbröckeln sich unsre Einzel-Existenzen nach kurzer Verbindung in Nichts, wie die Mauern eines schönen, Augen und Herz erfreuenden Palastes in Schutt zerfallen und zerstieben? — Ob wir später, ob wir früher aus diesem Leben gehen, es bleibt doch eine Trennung, die unser ganzes Empfindungsleben zerreißt; ein ganzes Stück von unserm Herzen fällt mit dem geliebten Wesen von uns ab, das vor uns stirbt,

und wenn dann auch wir dahin gehen und uns loslösen von dem trauten Kreise, mit dem wir verschmolzen waren, und nun Kluft hinter uns und vor uns erblicken, stürzen wir denn dann, ganz vereinzelt, ein bloßes Atom, in den Abgrund ewiger Leere? — Wir, die wir geliebt worden waren, die wir geliebt haben, wir sollten uns in unser Selbst, in eine liebloſe, unfruchtbare Einzelheit verlieren, die ganz zusammenhanglos eine Nichtigkeit, ein Nichts wäre?

Und das Dasein der Wesen, die schöne beseelte Gesammtheit der Geschlechter wäre nur ein todter, wüster Trümmerhaufen, auf Momente galvanisirt, hastig durchzuckt von jagenden Pulsschlägen, im Innern von gespenstischen Flammen erhitzt und erleuchtet, aber ohne harmonische göttliche Seelenwärme, ohne organische Verbindung und Dauer?

In meiner alternden Erinnerung taucht vor mir ein Nachmittag aus meiner Jugend auf. Ich kehrte nach verflossener Ferienzeit aus dem elterlichen Hause auf die Universität zurück, einige Stunden hatte ich zu gehen, bis ich die Eisenbahnstation erreichte. Mein guter Vater begleitete mich eine Strecke lang, endlich auf einer kleinen Anhöhe nahm er Abschied von mir. Ich weiß nicht, warum er bewegt und wie von trüber Ahnung befangen war. Während ich rasch vorwärts eilte, um den Dampfzug nicht zu verfehlen, blieb er stehen, wie er mir später erzählte, und sah mir lange mit väterlicher Wehmuth nach; es war ihm, als drohe mir ein Unglück, als könne oder solle er mich verlieren. In der That wurde ich kurze Zeit darauf krank und war

dem Tode nahe. Aber ich genas und wir ſahen uns wieder, auf lange Zeit.

So eilſt auch du, mein Kind, vorwärts, weiter und weiter, auf deiner eigenen Bahn; ſo bleibe auch ich einmal ſtehen, müde und wehmüthiger Ahnung voll, und ſehe dir nach mit väterlicher Liebe, während die Kluft der Trennung zwiſchen uns immer größer wird. Und ſiehe, ſo lebt daſſelbe Gefühl, das damals vor langen Jahren meinen Vater mir gegenüber beſeelte, auch in mir dir gegenüber auf und iſt Bürge für den ununterbrochenen Strom des fühlenden Lebens, der durch die fernſten Geſchlechter geht wie der elektriſche Strom des Lichtes durch das Weltall.

Es iſt keine Trennung in der räumlichen Welt, auch die der zeitlichen Welt wird nur eine ſcheinbare ſein, und nach der großen Geneſung werden wir uns wieder ſehen zu neuer reiferer Thätigkeit. Die bange Ahnung aber iſt nur eine Wolke, die vor der Sonne des ewigen Lebens ſich auflöſen wird in Thränen der Freude und Rührung.

„Traumgebilde deiner Seele! All deine Gedanken ſind nur Sonnenſtrahlen, die ſich in dem Tropfen deines Individuums zu farbigem Leben brechen und in dem Augenblick verlöſchen, wo der Tropfen weiter rinnt in dem unendlichen Strome der Dinge. Das Nichts iſt das ungeheure Etwas, das dich beklemmt, und vergeblich iſt dein Anklammern an die Einzelweſen, Atome wie du. Dieſer Eigenheit entſagen iſt wahre Weisheit, und höchſte Seligkeit iſt aufzugehen in das Nirwana.“

So höre ich um mich krächzen den Todtengeſang

der lebendigen Schöpfung. Das harmoniſche Weltall iſt in Trümmer zerfallen, die Sonne iſt verblichen zur düſtern Grabeslampe, aufgehangen in der zerſprungenen Todtengruft, und die Eule heult ihr nächtiges Schauerlied durch die modrig dumpfe Halle.

Es ſoll irgendwo in Deutſchland einen Philoſophen geben, in deſſen düſtrem Gemüthe ſich die Welt abſpiegelt wie in ein Leichentuch gehüllt und der den Willen, die eigenſte ſichtliche Offenbarung des Ich, zur galvaniſchen Zuckung umwandelt.

Ich kenne ihn nicht, weiß nichts von ſeinem Lebenslauf, aber inſtinctmäßig ſagt mir mein Herz: der Mann hat kein Kind, er führt das freudloſe unfruchtbare Leben eines Hageſtolzen. Nur der verkümmerte Selbſtling fällt dieſer troſtloſen Speculation anheim, die mehr als egoiſtiſch iſt, denn ſie zerſtört das eigene Daſein wie der Wurm die Frucht zernagt.

Wer einem lebenden Weſen das Daſein gegeben hat und ſich ihm hingibt mit aufopfernder Liebe, der glaubt auch an das Leben, an das unendliche Leben, mit dem er zuſammenhängt durch ſeinen Vater, wie an das ſelbſtändige Einzelleben des Individuums, der menſchlichen Perſönlichkeit. „Er glaubt", lächelt der kalte Denker ironiſch ihm zu; ja, er glaubt, aber dieſer Glaube iſt Schauen, Intuition, höchſte Gewißheit; er glaubt an das Kind wie er an den Vater glaubt. Freilich, nur wer liebt, glaubt. Der Franzoſe Vauvenargues ſagte: „die ſchönſten Gedanken kommen aus dem Herzen." Jener einſame Denker aber hat die Liebe nicht gekannt, die reinſte erhabenſte Liebe aber iſt die Liebe der Eltern zum Kinde.

Es ist eigenthümlich, daß sich die pantheistische Weltanschauung, die sich bei Buddha in das Nirwana verlor, nur bei den Hindu's und den Germanen entwickelt hat, was die letztern betrifft, besonders bei den Deutschen. Bei den andern Nationen ist sie eine Ausnahme geblieben, die größte von allen ist Spinoza im Judenthum. Liegt sie in einer besondern Anlage, in der eigenartigen Organisation des Gehirns? oder hängt sie vom Klima ab? Es ist dies eine Aufgabe für die Physiologie. Mit dieser Anlage zusammenzuhängen scheint die Thatsache, daß die gestaltloseste Kunst, die Musik, auch die echt nationale Kunst der Deutschen ist, so wenigstens wie sie sich in den eigenthümlichsten Componisten, wie Beethoven, der italienischen und französischen Musik gegenüber ausgebildet hat.

Es schließt sich hieran die Frage, ob nicht diese in das All aufgehende Weltanschauung, diese mächtige Hinneigung zum Nirwana auch die Grundursache unsrer bisherigen Schwäche in staatlicher Bildung, unsers langen politischen und nationalen Elends ist. Wer sich als Individuum aufgibt, um in das Nichts der Unendlichkeit aufzugehen, kann keine Nation mit politischer Selbständigkeit und Thatkraft bilden. Haben die Engländer und die Anglo-Amerikaner eine eingreifende politische Rolle gespielt, so müssen wir bemerken, daß auch ihre Philosophie sowohl realistischer als auch praktischer war.

Auch die griechisch-lateinische Welt, die für die Civilisation der Menschheit mehr gethan hat als irgend eine, hat diesen so oft nur zur nihilistischen Fratze ausartenden Pantheismus nicht gekannt, in ihr ist im Gegen-

theil der Gedanke der Persönlichkeit zur vollen Geltung gelangt. So haben die Griechen die Vollkommenheit in der Kunst erreicht, deren Grundwesen die Individualisirung ist, in der Bildhauerei, und die Römer haben diejenige Wissenschaft geschaffen, deren Hauptzweck die Wahrung der Persönlichkeit ist, die Rechtswissenschaft. Die bedeutendsten Erben der römischen Tradition unter den neulateinischen Völkern, die Franzosen, haben ebenfalls an dem Gedanken der Persönlichkeit festgehalten! Bei ihnen entwickelte sich auch zuerst der Begriff des modernen Staates, und von ihnen ging die Verjüngung der Philosophie aus, als Descartes die Existenz der Persönlichkeit durch den Spruch bestätigte: Ich denke, mithin bin ich.

Aber Descartes war kein von der Welt abgeschlossener Grübler gewesen, wie der Einsiedler unsrer Tage, sondern auch ein Mann der That und — Vater. Wie er selbst erklärt, hat er keinen größern Schmerz empfunden als den Verlust seiner Tochter.

Ist doch auch in mir diese philosophische Umwandlung erst nach und nach und zwar seit meiner Ehe vor sich gegangen. Auch ich bin als Deutscher geboren, auch ich habe mit germanischer Naturschwelgerei mein Selbst in dem unendlichen All vergessen und versenkt. Aber diese Verzückung des Nirwana, weit entfernt davon Kraft und Thätigkeit zu zeigen, ist nur Genußschwelgerei und Schwäche. Als ich mich in dem All verlor, stand ich eben allein, wie jener Einsiedler auch. Erst als Vater habe ich mich wieder gefunden; ich weiß und fühle, daß ich wirklich bin.

Darum zweifelt nicht und glaubt fest an das wirkliche ewige Leben dessen, was einmal ist. Grade das Unsichtbare, das scheinbar aller Wirklichkeit in der Welt Entfremdetste, der Gedanke, bestätigt das Dasein unsers Selbst und bestätigt es am kräftigsten da, wo das sichtbar Wirkliche in sich zerfällt, am Grabe. Wer einmal mit Bewußtsein in das Leben des Menschen eingegriffen hat, der ist, und wer einmal ist, ist ewig.

Kann aus der Unnatur auch die Wahrheit entspringen? Nimmermehr. Unnatürlich aber ist das Einsiedlerleben. Warum erschien den Alten der Hagestolz verächtlich, ja strafbar? Warum erscheint unsrer nachsichtigern Gegenwart „ein alter Junggesell" so lächerlich? Weil er trotz seines Alters knabenhaft, ungereift bleibt. Das fällt am meisten in kleinen Städten auf, wo der natürliche Urzustand nicht durch die tausenderlei Verwicklungen des großstädtischen Getriebes verdeckt werden kann. Es gab ein solches Exemplar in meiner kleinen Heimath. „Da kommt das kleine Gottliebchen", rief man mit Spott und Lachen, wenn der lang aufgeschossene, derb ausgewachsene große Junge von dreißig bis vierzig Jahren in seiner eng anliegenden gewirkten Jacke unter den Fenstern vorbei lief. Warum empfand ich als Kind das Unpassende, Ungereimte dieses Zustandes? dieses Zerrbild von Mann und Knabe erschien mir sofort als ein lächerlicher Widerspruch. Und es ist weit lächerlicher als eine alte Jungfer; denn das Weib ist auf die Wahl des Mannes angewiesen; der Mann aber, der nicht wählt, ist ein knabenhafter Schwächling oder ein Selbstling. Man wendet ein: es giebt Ausnahmen. Es mag

ſein, keine Regel ohne Ausnahme. Aber ich will den Schwächlingen und Selbſtlingen dieſen Schlupfwinkel nicht offen halten. Wohl aber frage ich: kann in einem ſolchen Kopfe, deſſen Anſchauung ſtets an Einſeitigkeit leiden muß, das Räthſel des Lebens ſeine Löſung finden? Kann aus der Unnatur die Wahrheit entſpringen? Nimmermehr. Sonderling! Einſiedler! Geh in die Schule zu einer jungen Mutter.

Solche Gedanken gingen mir an der Wiege meines Kindes durch den Kopf, als es plötzlich — es war drei Monate alt — einen ſonderbaren Schrei ausſtieß. Der Laut hatte etwas Wunderbares, es lag wie Schmerz darin und dabei klang er ſo fragend, als erwache eine geheimnißvolle Ahnung in dem kleinen Weſen; es war etwas ſo Tiefinnerliches, daß wir uns ſelbſt frugen: was iſt das? und dann in fröhlichem Schauer uns anſahen und ſagten: das kann nur der Vorbote des Zahnens ſein. Frommes Gemiſch von Freude über das unendlich wichtige Ereigniß und von Bangigkeit über die Schmerzen, die das Kind zu leiden haben wird, nur Elternherzen wiſſen es nachzufühlen.

Das Glück beengt mich; ich bin hinausgegangen, frei aufzuathmen in der freien Luft, die über die weite Ebene weht. Ich ſtehe auf der Brücke, die Auguſtnacht iſt wundermild und erhaben. Links glänzt Jupiter am Himmel, rechts der Vollmond. Wie feierlich ſtimmt dieſer Doppelglanz zu meinem Leben! Nun erſt, da mir ein Kind im Arme ruht, iſt es erfüllt wie dort die Scheibe des vollen Mondes, und der majeſtätiſche Schim-

mer des ſchönſten Planeten iſt das Sinnbild der Vaterwürde. O nichts in der unendlichen Natur gleicht an Heiligkeit dieſem Gefühle. Vom Vater geht Alles aus, an ihn ſchließt ſich das Geſchöpf, er iſt der Mittelpunkt der Welt.

Zwei großartige Feſte werden in dieſem Augenblicke gefeiert und feſſeln alle Geiſter. Ein faſt tauſendjähriges Reich, das ſeltſamſte unter den ſeltſamen Gebilden im Oſten Europa's, entfaltet, um ſein altverbrieftes nationales Recht zu bekunden, vor den verwunderten Blicken der Gegenwart einen halb mittelalterlichen, halb aſiatiſchen Prunk und ſein freigewählter König ſchwingt auf dem Boden von Attila's Palaſt das nackte Schwert nach den vier Himmelsgegenden, Treue ſchwörend ſeinem Volke. Eine große kriegeriſche Vergangenheit ſpiegelt ſich ab in dem Glanz der feſtlichen Tage, die ſich an den Ufern der Donau entrollen.

Friedlich und doch faſt noch wunderbarer, noch großartiger iſt das Feſt, das im Weſten Europa's am Ufer der Seine von beinahe der ganzen civiliſirten Welt gefeiert wird. Es iſt der erhabene Triumph der Arbeit; was die fleißige Menſchenhand, geleitet von Geiſt und Geſchmack, nur irgend Nützliches und Schönes für das irdiſche Daſein zu bereiten vermag, hier iſt alles in blendend reicher Fülle aufgeſtellt vor den ſtaunenden Blicken der geſammten Menſchheit, die hier zuſammenſtrömt, um das Bild ihrer Fortſchritte anzuſchauen und ſich daran anzueifern und zu begeiſtern zu größerer Vollkommenheit, nachſtrebend dem Ideale der Zukunft.

Mein Herz nimmt lebhaften Antheil an dem glänzenden Schauſpiel, das dieſe große geſchichtliche Bewegung darbietet, Vergangenheit und Zukunft unſers

Geschlechtes machen meine Pulse rascher gehen und doch waltet in mir eine feierliche Ruhe. Welches Fest auf Erden wiegt im Menschen das Vaterglück auf! Fernste Vergangenheit und fernste Zukunft verknüpfen sich in der Gegenwart meines Kindes und die Ewigkeit lächelt ihm zu. Mit frommem Schauer und gläubiger Sicherheit zugleich hebe ich es auf zu Gott und bete: Segne Dein Ebenbild, du Ewiger!

Und eine größere Pracht als jener Prunk und Festesschimmer begleitet mein Gebet, die heilige Sommerfeier der Schöpfung. Der Strom unter mir rauscht es dem Meere zu und der Sternenhimmel über mir hallt es wider durch das Weltall.

Wir haben Besuch von Verwandten gehabt. Ein seltenes Glück, ein gedankenreicher Anblick, ein fast feierliches Familienbild! Die Großmutter meiner Gattin, die Urgroßmutter meines Kindes hat an unserem Tische gesessen, und plötzlich hat mich der Gedanke ergriffen: So bejahrt ich bin, mein nur Monate altes Kind führt mich auf's Neue, ja führt mich erst in's Leben ein. Was war ich denn, so lange ich vereinzelt stand? Der einsame Absenker eines andern Lebensbaumes, der keine Wurzel schlagen konnte und bald verdorren mußte. Der Strom meines Lebens ging versiegen und, nun ich eine Gattin genommen, in eine Familie getreten bin, erweitert er sich und mein Dasein verzweigt sich in zahlreiche Aeste.

Urgroßmutter! ehrwürdige Erscheinung voll rüstiger Kraft, Lebensquelle unserer Existenzen, als solche voll munteren Geschwätzes gleich murmelndem Wasser, welch lachendes Bild gruppirt sich um dich! Wie die wunder-

bare Banane im fernen Indien ihre Aeste zu neuen Baumbildungen in den Boden senkt und sich so um den Mutterstamm ein mannigfaltiges, reiches Leben entwickelt, so stehst du in der Mitte der dich umgebenden Familien, die dir entsprossen sind. Wie der Strom sich vertheilt in vielfache Arme, deren jeder andere Flüsse in sich aufnimmt und andere Landschaften belebt, und die zahlreichen von Verkehr wimmelnden Söhne freudebrausend dem unendlichen Ocean zuträgt, so führst du dem ewigen Urquell alles Daseins an deinen treuen Mutterhänden Kinder und Kindeskinder zu und sprichst: der du mich einst geschaffen zur Freude des Daseins, hier führe ich dir dankbar die Meinen zu, daß Dank und Lob zu dir aus immer zahlreichern Herzen erschalle!

Keine kirchliche Gemeinde stimmt mehr zur Andacht, weckt heiligere Empfindungen, als der Anblick einer zahlreichen Familie. Mich aber erfüllt diese Zusammengehörigkeit mit neuer Lebenskraft. Acht Familien haben sich um die Urgroßmutter, den Baum unseres Lebens, gerankt, zahlreiche Absenker haben sich wieder von diesen gelöst, schon hat einer derselben eine neue Familie gebildet, der zwei muntere Knaben, den Blick in weitere Zukunft öffnend, entsprossen sind, uud nun verzweigt sich mit diesem reichen Leben voll Lust und Arbeit auch mein Dasein. Nicht nur festen Halt gewinne ich jetzt erst in dem Strudel der Welt, plötzlich auch wird mein Dasein weitgreifender, beziehungsreicher, und verschlungen mit den vielen andern rinnt der Strom meiner Tage in nun unversiegbarer Kraft der Ewigkeit zu.

Doch auch Schatten fallen auf das lichtvolle Bild,

und der Blick des Einen und der Andern, statt sich lächelnd in die Zukunft zu verlieren, kehrt sich weinend der Vergangenheit zu. Nicht Alle, die sie um sich hat aufblühen sehen, sind um die Urahne versammelt. Wie Sterne vom Nachthimmel, blicken die Augen schon mancher verklärten Familienglieder auf den trauten Kreis herab, unter ihnen auch die deinen, fromme Mutter meiner Gattin, die du in sorgsam treuer Hut sie herangezogen hast, die das reinste und reichste Glück meines Lebens bildet!

Ich habe dich nicht gekannt. Schon Jahre vorher, ehe dein Kind die meine ward, haben sich deine Augen geschlossen; sie sollten den nicht sehen, dem deine Nachtwachen und mühevollen Tage so Köstliches bereiteten, zu dessen Beglückung du das kindliche Herz der einzigen Tochter gepflegt hast. Ein um so heiligeres, geisterhaftes Band verknüpft mich mit dir und eine Himmelsgabe erscheint mir immer wahrer mein Glück, denn im Himmel weilst ja du, von der sie kommt. Unter Thränen sende ich dir meinen Dank hinüber in's Jenseits zu, und segne dich, meine Schwiegermutter!

Warum muß über diesen frommen Namen der Spötter sein giftiges Lächeln schleichen lassen, wie eine häßliche Raupe über eine schöne Blume kriecht? Warum müssen alle Komödiendichter mit einander wetteifern, ihn vor der Menge lächerlich zu machen? Warum ergeht sich über ihn das alberne Tagesgeschwätz in boshaften Sticheleien? Liegt etwa in der Stellung der Schwiegermutter selbst etwas, das den Spott herausfordert oder Verstimmung erweckt?

Es ſoll kein Mißton die ſchöne Harmonie des Familienlebens trüben. Die Großmutter wird ja von den Kindern ſo herzlich geliebt (wie auch die Großeltern ſchließlich ihre Enkel faſt mehr lieben und verzärteln als die eigenen Kinder), warum ſoll nun dieſelbe Großmutter als Schwiegermutter zum „böſen Genius" der Häuslichkeit werden? Prüfen wir, was hier und da zu dieſer Annahme berechtigen mag.

Zweierlei Schwiegermütter giebt es, die Mutter des Gatten, die der Gattin. Die erſtere, ſagt man, wird zum Quälgeiſt der jungen Frau; als vielerfahrene bejahrte Hausfrau, die Alles beſſer wiſſen und Alles meiſtern will, wird ſie durch ihren Rath zuweilen aufdringlich, durch ihren Tadel peinlich, läſtig. Sie beſchönigt wohl auch ihr herbes Weſen gegen die junge Frau durch ihre Mutterliebe zu ihrem Sohn, vergeſſend, daß dieſer nicht mehr am Herzen der Mutter, ſondern am Herzen der Gattin ruhen ſoll und daß, wenn ſie dieſe kränkt, ſie Wermuth in den Wonnebecher des Sohnes träufelt. Goethe, ebenſo genial als gemüthreich, hat dies zu einem anmuthigen Bilde verwoben; „und daß mir ja", ruft er, „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen Phantaſie nicht quäle!" Iſt doch das junge Weibchen naiv und neckiſch noch wie die liebliche Himmelstochter.

Die andre iſt die Mutter der Gattin, der Quälgeiſt des jungen Mannes. Sie iſt nicht gealtert genug, um das Scepter des Hauſes, das ſie ſo lange geführt, niederzulegen; aus Herrſchſucht mengt ſie ſich in die Führung des neuen Hausweſens und auch ſie vergießt falſche Thränen mütterlicher Zärtlichkeit über das ver-

meintliche Unglück ihrer Tochter, die auf dieses Unglück erst von der Mutter aufmerksam gemacht wird. In dem Kopfe dieser Schwiegermutter nistet derselbe Verstandesfehler; sie bedenkt nicht, daß sie, indem sie den Gatten quält, ihn ihrer Tochter entfremdet und so das schönste Glück derselben muthwillig vergällt.

In beiden Fällen aber ist das Uebel das gleiche; ein drittes drängt sich zwischen zwei, die nur Eins sein sollen, die Selbständigkeit der Ehe wird verletzt. Dem aber ist leicht vorzubeugen: im Anfang sollen die Gatten auf längere Zeit sich selbst überlassen bleiben. Es ist etwas Zartes um den Bund zweier Seelen; jede fremde Hand, wäre sie noch so zart, würde nur den Schmelz von den Schmetterlingsflügeln streifen. Nicht die glühendste Liebe vor der Ehe, nicht ein noch so langer Brautstand (eine zu große Verlängerung desselben ist eher zu beklagen) führt das volle gegenseitige Verständniß der Herzen und Geister herbei. Nur erst wenn zu dem Glück des beiderseitigen Besitzes auch das Bewußtsein der beiderseitigen schicksalsschweren ernsten Pflicht getreten ist, wenn das Eine wie das Andere seine Mängel erkannt hat, die der Menschen allgemeines Erbtheil sind, und aus der wechselseitigen Nachsicht die Gattenliebe immer neue Kraft saugt, wenn dann die Liebe Beider zu einander aufgegangen ist in der Liebe zu dem Schönsten, das der ewige Gott uns geben kann, zum Kinde, dann trete die Schwiegermutter heran zu dem Bunde der seligen Drei, keine Grille wird diesen mehr etwas anhaben können, und der Anblick dieses reinen Glückes wird auch dem mürrischesten Gesichte das fromme Lächeln der Mitfreude entlocken.

Und dann blicken wieder die Neuvermählten freudig die Mutter an. „Du haſt ihn mir erzogen, den lieben Mann, der mich ſo glücklich macht, ſagt die junge Frau zu der „Schwiegermutter", ich danke dir, daß du mir deinen herzigen Sohn zum Manne gegeben haſt." „Du haſt mir das ſittige Mädchen auferzogen, ſagt nun der Gatte zu der „Schwiegermutter", das ich mein Weib nennen darf, du haſt in dem Mädchenherzen jene keuſche Zärtlichkeit genährt, die mein Erdenleben verklärt wie mit Himmelsſchein, ich danke dir! —"

Ich danke dir, du Heilige dort oben!

Drei Monate ſind nun ſeit der Geburt verronnen, noch ſcheint das Kind, wenn auch gewachſen und rühriger, doch leiblich wenig verändert. Da ſtößt es plötzlich wieder jenen ſonderbaren Schrei aus, es überkam uns dabei ein eigenthümliches Gefühl, ungefähr, wie wenn man im Anfang des Frühjahrs, wo die Erde noch im Winterfroſt zu ſtarren ſcheint und doch eine Art Lenzhauch in der Luft weht, plötzlich zum erſten Mal einen Vogel ein paar Töne zwiſchern hört; man iſt wie wie von froher Ahnung durchſchauert, daß nun ein neues Leben kommen muß, kommen wird. So auch dieſer Schrei; es war kein Ruf nach Nahrung, es war die Andeutung eines innern Vorgangs, das erſte Zeichen, daß das Kind zahnt.

Erwacht es doch nach und nach zu vollerem Leben, beginnt es doch leiſe ſchon zur Selbſtändigkeit, zur Thätigkeit ſich zu entwickeln. Es ſpielt in ſeiner Wiege mit der Korallenkette, die über ihm aufgehängt iſt.

Als wir bei Tiſch ſaßen, wurde es auf dem Schooß gehalten; aufmerkſam folgte ſein Auge dem Löffel vom Teller zum Mund; das Kleine, das bis jetzt noch ſaugt, begreift, daß man ißt, ja es verräth den Willen, ſelbſt zu eſſen.

Alles deutet auf raſcheres Reifen hin. Früher ſchrie es ſofort, wenn es erwachte; jetzt faßt es ſich ſchon, ſpielt und plappert lange Zeit, ehe es zu trinken verlangt; es hat Geduld, weil es ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen vermag.

Es thut mehr als ſpielen, der Zahlenſinn entwickelt ſich in ihm an dem Betrachten ſeiner Finger; es hat bemerkt, daß derſelbe Gegenſtand ſich mehrfach wiederholt, es hebt mit der einen Hand die Finger der andern, einen nach dem andern, mit beobachtender Miene auf, es zählt ſie. So erklärt ſich am Kinde, wie die Römer auf ihre Zahlenſchrift gekommen ſind.

Nichts iſt mehr geringfügig oder unbedeutend in dem, was es thut; Alles verkündet die Entwickelung des noch gebundenen Geiſtes. Es fängt jetzt an mit ſeiner Hand die Gegenſtände zu halten, die ſich ihm darbieten. Natürliches Muskelſpiel, ſagt der Phyſiker. Ich widerſtreite der neuern Erklärung des „Willens" nicht, aber die Wiſſenſchaft hat nicht Alles geſehen. Unwiderleglich zeigt ſich für das Auge der Eltern (wie manchen Arzt beſchämt eine Mutter!) in dem Kinde das Bewußtſein ſeines Selbſt, das Gefühl ſeiner Beherrſchung des Stoffes, wenn es mit dreimonatigem zartem Händchen

ſein Spielzeug faßt, wenn es ſich am Bande einer Haube feſt zu halten ſucht, wenn es den ſchweren Suppenlöffel hält.

Es hat gelacht, zum erſten Male gelacht! Habt Ihr nichts empfunden, wenn zum erſten Mal ein fröhlicher hallender Donner durch den farbigeren Frühlingshimmel geht? Das iſt das helle Lachen der Schöpfung, die zum Leben erwacht, das iſt der göttliche Jubel über das Daſein. Mein Kind hat gelacht! Alle Freuden der Zukunft hallen in deinem Lachen wider; das himmliſche Glück, das unerwartet wie der Blitz vom Schooße Gottes fällt, hat keine fröhlichere Stimme, als das Lachen eines Kindes.

Ein Verbrechen begehen die, die das Lachen des Kindermundes erſticken, die durch Mißhandlungen und rohe Härte das Kind zum mürriſchen, trüben, leutſcheuen Kopfhänger machen.

Vögel, die nicht ſingen,
Glocken, die nicht klingen,
Pferde, die nicht ſpringen,
Piſtolen, die nicht krachen,
Kinder, die nicht lachen —
Wer hat Freude an ſolchen Sachen?

Der luſtig Blumauer hat ſo geſungen, luſtig wie alle Wiener. Der Wiener „Spaß" hat immer einen guten Klang gehabt, er iſt das Echo von echt deutſcher Gemüthlichkeit. Wir wollen auch das alte Wien immer lieb behalten.

Und nun häufen ſich Ueberraſchungen auf Ueberraſchungen. Das Kind wächſt wie das Gras; nicht nur der Stoff nimmt zu, nicht nur die Kraft regt ſich mehr und mehr, auch der Geiſt, oft noch ſich ſelbſt unbewußt, aber immer klarer und klarer, erwacht und geht von dem Körper aus wie das Licht von der Sonne.

Es merkt auf. Wenn ich ihm vor dem Spiegel die ſich darin abbildenden Gegenſtände erkläre, folgt ſein Auge der Hand; der Geiſt ſucht zu faſſen.

Kommt die regelmäßige Stunde zum Spazierengehen und man eilt nicht, ſo ſchreit es; die Zeit und die Beſchäftigung wird ihm klarer. Einmal auf der Treppe, beruhigt es ſich ſofort; es ſagt ſich: mein Verlangen wird erfüllt.

Die Erſcheinung freilich, in welcher die Entwicklung auftritt, hat nicht immer, wie der nasrümpfende geſchniegelte Junggeſell ſagt, etwas „appetitliches“. Aber nur die Philiſter lachten den jungen Werther aus, wenn er das kleine „Rotznäschen“ küßte. So ſehen auch die Eltern mit Freuden, wie das Kind geifert; es deutet dies auf mächtigeres Zahnen.

Doch hat der Blick noch immer die dem Kinde eigenthümliche Feſtigkeit, das lange ſtarre Ruhen auf dem angeſchauten Gegenſtande; namentlich weilt er unverrückt auf dem Lichte und folgt demſelben, wenn man es fortträgt, durch nichts abgezogen, nach.

Die Mehrheit bringt aber auch Abwechslung in den Blick. Es kam Abends ſpäter nach Hauſe, da feſſelten

die Gaslampen in den Magazinen sein Auge, von einer zur andern irrte dasselbe; in die Beobachtung des Kindes tritt Beweglichkeit ein.

Ich bin verreist; nur auf acht Tage, nur auf dreißig Stunden Entfernung (was ist das mit der Eisenbahn?), aber es ist doch eine Trennung, die erste Trennung. Und weil es die erste ist, und zwar von dem Liebsten auf Erden, regt sie um so wehmüthigere Gedanken in mir auf. Wir kommen alle zusammen, um uns einmal zu trennen, früher oder später, anfangs auf kürzere Zeit, dann öfter, länger, bis die letzte, eisig kalte, entscheidende Stunde, die letzte Trennung naht.

Noch blühen die Blumen im Garten,
Noch winken die Früchte und warten,
Daß deine Hand sie bricht;
Noch lacht uns das liebliche Licht.

Noch plätschern die Wellen und lachen
Und schaukeln uns lustig im Nachen,
Noch singen die Vöglein im Wald. —
Sei stille! der Winter kommt bald.

Die schönsten Blumen verblühen,
Die hellsten Farben verglühen;
Noch ehe sie fällt im Sturm,
Zernagt die Frucht schon der Wurm.

Der schaukelnde Kahn wird zerschellen,
Im Frost erstarren die Wellen,
Es fallen die Blätter im Wald,
Der Vögel Gesang verhallt.

Die Stunde verrinnt mit dem Sande,
Es lösen sich alle Bande,
Es bricht einst jedes, — o Schmerz!
Es bricht auch das liebste Herz

Ich gehe im Parke der großen Stadt spazieren. Eine schaurige Einöde war früher hier, von der noch Sagen wie Gespenster umgehen. Jetzt winken überall schattige Gebüsche, der Jasmin duftet auf den Blumenbeeten, am Fuße des hohen Felsen mit dem Sibyllentempel blaut unter dem Sommerhimmel ein lieblicher See, dessen Spiegel ein lauer Wind neckisch kräuselt. Herz und Auge lacht bei dem Anblick dieser Schöpfung. Da begegne ich zwei Kindern, die ein kleines krankes Schwesterchen, so alt wie mein Kind, im Wägelchen spazierenfahren, und verschwunden für mich ist Felsen und Gebüsch, Blumenbeet und See, ich habe nur Auge für das Kind, denn ich denke dabei an das meine. Freude und bekümmerte Sorge mengen sich in meiner Brust; ist es munter? frage ich mich, ist es krank wie das Kleine im Wägelchen? Und mit um so innigerer Theilnahme betrachte ich das arme fremde Mädchen.

Unter den Müttern giebt es keinen Rang, alle sind Schwestern. Eine Kaiserin stieg aus dem Wagen, um dem kranken Säugling der müden Bettlerin am Wege die Brust zu geben. So giebt es auch für den glücklichen Vater keine fremden Kinder, alle umfängt er mit väterlicher Obhut und Theilnahme.

Es kommt ein Brief von meiner Frau: „Ich bin recht glücklich, daß deine Reise sich nicht verlängert. Das

Haus iſt recht groß ohne dich. Du wirſt unſer kleines Mädchen noch ſchöner finden, wiewohl es nur wenige Tage her iſt.“ Dann folgen andere Mittheilungen. Zuletzt, nachdem der Brief beendet iſt, folgt auch noch ein Poſtſcriptum, ohne ein ſolches ſoll ſelten ein Brief von Frauenhand abgehen, aber dieſes Poſtſcriptum konnte nicht natürlicher ſein.

„Ich verliere über dem Schreiben an dich viel allerliebſtes Getändel von unſerm Kindchen, es lacht im Augenblick ganz laut auf dem Schooß ihrer Frau Muhme.“

Schon die kurze Dauer eines Briefes lang entbehrt die Mutter ihr Kind mit Schmerzen, und ich weile eine Woche lang fern von ihm. Ich eile heim, aber reich bepackt.

Da liegt es, im Schlummer. Wie die ſich ewig gleiche Natur immer neu an Reizen iſt, ſo auch das Kind. Unbemerkt iſt es wieder gewachſen, wie meine Liebe zu ihm.

Die Trennung iſt vorüber. Wir haben uns wieder; verſchwunden iſt die Bangigkeit. Kann es eine ewige Trennung geben? So wäre das Leben das grauſamſte Geſchenk. Nein, der Tod iſt nur ein Schatten; das Leben allein iſt ewig, wie das Licht, wie die Liebe und die Freiheit.

Jetzt richtet das Kind ſich ſchon von ſelbſt auf: das Gefühl der Kraft weckt den Willen ſie zu gebrauchen. Aber die Körperkraft eilt lange der geiſtigen voraus;

man sieht, daß es sein Verlangen gern äußern möchte, aber noch kann es nicht sprechen, und dies vergebliche Ringen nach Ausdruck artet dann in Ungeduld aus.

Vielbeschäftigte Eltern werden dabei wohl auch ungeduldig; beschränkte, engherzige Schulmeister beiderlei Geschlechts haben gemeint, das wäre gerade die Zeit, wo man die „Erziehung" des Kindes beginnen müsse, man solle ihm durch Versagen des Wunsches Maaß und Gehorsam angewöhnen. Dressiren soll man's, so rathen sie. Als ob in dieser Epoche das der Sprache noch entbehrende Kind nicht eher zu beklagen sei! Wo wir seine Wünsche erst zu errathen haben, sollen wir es diesen Philistern zufolge schon bestrafen! Gott sei Dank, verstehen das die Mütter besser.

Ja, wo ist die liebende Mutter, wo ist der fühlende Vater, der nicht durch sein eigenes Kind erst vollständig selbst erzogen würde? Das Gefühl der Pflicht, demselben ein gutes Beispiel zu geben, ihm einen geachteten Namen zu hinterlassen, das erst macht Vater und Mutter zu vollendeten Menschen.

Wo keine Kinder sind im Haus,
Da sieht es öd' und traurig aus;
Da lacht das liebe Sonnenlicht,
Der schöne Segen Gottes nicht.

Da kehrt der böse Feind gern ein,
Die Langeweile schleicht herein;
Sie schläfert ein die gute That
Und gähnt und giebt nur bösen Rath.

Wo aber Kinder sind im Haus,
Wie sieht's da licht und lustig aus!
Aus Kindesmund ein lachend Wort
Scheucht alles böse Sinnen fort.

O Kinderlärm, o Kinderlust,
Du frisches Bad für jede Brust,
Die sorgenschwer und sterbensmatt
Hinwelket wie ein staubig Blatt!

Wenn Haus und Hof davon erschallt,
Gleichwie vom Vogelsang der Wald,
Da wird uns Herz und Seele weit
Und schwelgt in reiner Seligkeit.

Du bist das ew'ge Frühlingslied,
Das frisch und frei die Welt durchzieht,
Der schönste Laut der Menschenbrust,
Das Hohelied der Lebenslust.

Geschwind, in meinen Arm geschwind,
Und lach', du liebes Herzenskind!
Zum Sprechen kommt auch noch der Tag,
Lach' nur, so laut es gehen mag!

Schaust du mir in das Aug' hinein,
Wird mir's im Herzen Sonnenschein;
Und wenn dein lustig Lachen tönt,
Bin ich mit aller Welt versöhnt!

Wenn sie jetzt immer entschiedener zur geregelten Zeit auszugehen verlangt, so drückt dies nicht nur das Bewußtsein ihres gegenwärtigen Bedürfnisses aus; nein, ihr Blick geht schon zurück, die Erinnerung dämmert in ihrer Seele auf, sie fühlt schon, daß sie eine Vergangenheit hat. Wir die wir das Herz voll haben von erlebten Freuden und tiefen Schmerzen, wir wissen wie inhaltschwer dieses Wort ist. Mögen deine Erinnerungen, mein theures Kind, immer schöne, immer reine sein!

Da haben wir eine Scene erlebt, eine spaßhaftere kann es nicht geben, und dabei wurde sie von den Kindern mit einem naiven Ernst gespielt! Doch, das ist eben das Schöne und Erhebende an den Kindern, daß sie Alles naiv ernst nehmen, auch das Spiel. Ihre Thätigkeit ist ja vor der Hand nur Spiel.

Es sind zwei Bewerber um meine Tochter aufgetreten, zwei kleine Burschen von fünf und zehn Jahren. Der ältere, Paul, der bei uns wohnt, Sohn von Freunden in der Ferne, sagt zu dem kleinen Raoul: „Bertha ist meine Frau!“ Da sieht Raoul seine Mutter, die mit ihm zum Besuch gekommen ist, traurig an und spricht: „Nein, es ist die meine!“ und man merkt's ihm an, daß er es sich zu Herzen nimmt. Tag's darauf wiederholt sich der Streit noch lebhafter, und als Raoul heftig wird, bricht Paul entschieden aus: „Wenn sie nicht die meine wird, so soll sie auch nicht die deine werden.“ Aber Raoul, der kleine Schlaukopf, läßt sich nicht irre machen, er nimmt sich vor, den trotzigen Nebenbuhler doch aus dem Felde zu schlagen und, den andern Tag,

was thut er? Um das Herz von Fräulein Bertha zu gewinnen, bringt er ihr eine — Puppe.

Ja nun, da hilft nichts, wir werden einmal doch daran denken müſſen. Der kindiſche Spaß von heute wird einſt zur ernſten Wirklichkeit, es giebt keine ernſtere für das Elternherz: die Wahl des künftigen Gatten für die Tochter.

In einem Wiegenliede bildet ſich eine Mutter allerlei ſchöne Träume von der Zukunft ihres Sohnes, den ſie auf den Armen einſchläfert, ſie ſieht ihn ſchon als mächtigen Geſchäftsführer die wichtigſten Angelegenheiten leiten, als ſegnenden Prieſter von den Menſchen verehrt, als General in blitzender Uniform an der Spitze des Heeres ſiegreich heimkehren. Aber gleichviel welchen Beruf er wähle, die Mutter iſt nie um ſeine Zukunft beſorgt, es iſt ja ein Sohn, ein kräftiger Mann, und der Mann ſchlägt ſich ſchon durch's Leben.

Anders iſt es mit der Tochter. Das Weib hat nur einen wahren Beruf, den: Gattin und Mutter zu werden; das Mädchen hat nur Eine ſchwierige Wahl zu treffen, die des Gatten. Und ich möchte faſt ſagen, gerade an der Wiege tritt der Gedanke daran den Eltern um ſo ſchmerzlicher und ernſter an das Herz: „Dieſes Kind, mit dem mein ganzes Sein verwachſen iſt, dieſes holde Weſen, das der ganzen Welt in aller Unſchuld zulächelt, ſoll ich einſt einem Manne, einem Fremden geben?“

Mein Schwiegervater ſtand neben mir, als ich dies ſagte; er ſprach es nicht aus, aber ich errieth den abgebrochenen Laut, den ein ſchmerzliches Lächeln begleitete.

„Denkſt du auch ſchon ſo?“ wollte er ſagen. Aber meine Gattin reichte mir die Hand mit den Worten: „Warſt du mir nicht auch erſt fremd?“ Und Vater und Mutter, verſtändnißinnig, verſchmolzen im Blick auf ihr Kind.

Bertha heißt ſie. Ich hatte den Namen noch nicht genannt? Es iſt der ſchönſte deutſche Name, den ich kenne; die heilige Göttermutter Frigga, die „holde“ Gemahlin Wuotan's, hieß ſo bei unſern germaniſchen Vorfahren, die „Glänzende“ bedeutet das Wort. Durch die Ausdehnung des Karolingerreichs nach Frankreich hinüber, wo unſere Göttermythe in die geſchichtliche Sage überging, ſpielt Bertha auch in die franzöſiſche Dichtung hinein und dieſſeits wie jenſeits unſrer Weſtmarken ſingt man von den Tagen, wo Bertha ſpann.

Man bringt ein um mehrere Monate älteres Kind zu ihr; dies, das nun ſchon reifer iſt, möchte mit ihr ſpielen. Bertha fühlt den Abſtand der größeren Reife heraus, ſie ſtannt das ältere noch an, ohne zum Spielen mit ihm zu kommen.

Wie ich bemerke, ſo wird das Kind mehr durch Laute als durch Erſcheinungen gereizt. Das Gehör iſt empfänglicher als das Geſicht, es iſt aber auch geiſtigerer Natur. Nicht ſtürmiſch bewegt, ſondern nachdenkend wurde Polyhymnia dargeſtellt, die Muſe, die durch das Ohr dem Menſchen verſtändlich wird.

Oft reizt mich das Kind, beſtürmt mich durch Geberdenſpiel und Schreien zu ſprechen; wenn es noch

nicht ſelbſt ſprechen kann, ſo will es doch ſprechen hören.

Eine anſcheinbar unbedeutende Beobachtung hat mich tief erſchüttert. Man trug eine Katze zum Spielen zu ihr; ſie blickte das Thier befremdet an, auf einmal ward es ihr bange, erſchrocken ſah ſie in das fremdartige, faſt geſpenſtiſche Geſicht und weinte.

Zum erſten Mal war das Welträthſel vor ihre Seele getreten. Allerdings macht das Thier auf den denkenden Menſchen einen tief anregenden Eindruck und hat ihn gemacht ſchon lange vor Darwin. Aber ich ſcheue die Forſchung nicht. Ich brauche mich nicht einmal damit zu beſcheiden, daß ſicherlich nicht alle Räthſel der Unendlichkeit uns ſchon hier gelöſt werden; ich will auch der Forſchung, mag ſie mich ſelbſt verwunden oder augenblicklich beängſtigen, keine Feſſeln angethan wiſſen, die zuletzt immer zum Scheiterhaufen und Schaffote führen — Zeuge deß Huß bei den Katholiken, Servet bei den Reformirten, Crell bei den Lutheranern —, nur die Freiheit iſt das Leben. Für einen bloßen Augenblick war ich geängſtigt, ein Blick in das Auge meines Kindes hat mich beruhigt. Ich brauche die Bande, die uns an die ſchöne Sinnlichkeit des Weltalls knüpfen, nicht zu löſen, um an die göttliche Würde des Geiſtes zu glauben; ich ſehe: er lebt, er iſt, und ihm iſt Alles unterthan auf Erden, wie der ſchöne Mythus der Geneſis ſagt, in welchem ſich ariſche und ſemitiſche Weltanſchauung vereinigt.

Welches Geheimniß auch den Urſprung des Menſchengeſchlechts umſchließt, an der Thatſache der Herr-

schaft des Geistes über die Welt durch den Menschen und in dem Menschen ändert dies nichts. Erst seit dem Auftreten des letztern haben die Thiere ihren Namen erhalten, aber eine ebenbürtige Gesellschaft boten sie dem Menschen nicht; er stand allein, bis ihm Gott seine Gehülfin gab, sein Weib, Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. Und so steht er da, gesondert von der Thierwelt, erhaben über der Thierwelt, er allein das Bild Gottes.

Die bildende Kunst selbst hat dies in ihrer geschichtlichen Entwicklung ausgedrückt. Sie hat das Thier als Anlauf zum Menschenbilde betrachtet und daher bei der Abbildung der Götter in ihrem anfangs symbolisirenden Verfahren allerlei verschiedene Thiergattungen in Eins verschmolzen. So bei den Indern, bei den Assyrern, so noch in Kleinasien, der Heimath der Chimäre. In Griechenland, der Wiege der Philosophie und aller wahren Bildung, siegte Oedipus über die Sphinx, die letzte Schöpfung der abenteuerlich symbolisirenden Phantasie, und nun schuf die hellenische Kunst jene Zeusgestalt, die, von byzantinischen Malern zum Christusbilde umgestaltet, im Dämmerlichte alter Krypten den Wandrer noch jetzt zu geheimnißvoll heiliger Verehrung stimmt.

Dann kommt endlich die neue Zeit, die Zeit der Renaissance und der Reformation, in der sich Heidenthum und Christenthum harmonisch versöhnen, und nun schafft Raphael auf den Armen der Sixtinischen Madonna das göttliche Kind. Das Jesuskind, sagt das Christenthum, hat die Welt erlöst; das Kind ist die ewige Versöhnung der Welt.

So führt mich Alles wieder zu dir zurück, du schöner Mittelpunkt unsrer Häuslichkeit!

Welche Lust ist es ein Kind leben zu sehen. Für uns Erwachsene ist das Leben, nach Goethe's Worten im Egmont, eine Gewohnheit geworden, die wir nicht einmal immer merken. Man lebt so in den Tag hinein. Aber bei dem Kinde ist weder Gewohnheit noch Berechnung, die volle Kraft des Lebens bricht in Thätigkeit aus: eine fortwährende Bewegung, ein Lärmen, ein Schlagen mit den Armen, ein Drehen mit dem Kopfe, ein Zappeln mit den Füßen, daß man unaufhörlich beschäftigt ist und der schläfrigste Mensch aufgeweckt wird zur Beobachtung, zur Freude an diesem jungen Leben.

Und nun schreitet sie vorwärts. Sie hält jetzt die Puppe in der Hand und pfeift auf dem Stiele; sie hält das Brod und, wirklich, sie emancipirt sich von der sie nährenden Mutter, sie ißt selbst. Und wenn es auch nur ein Bissen ist, sie hat ihn selbst genommen.

Eben sah sie vor sich einen Schatten an der Wand, einen Augenblick beobachtet sie, dann dreht sie sich um, nach der Ursache zu forschen, woher der Schatten kommt: sie folgert also.

Heute — ich habe mir die Abendstunde des späten Oktobertages gewissenhaft verzeichnet — heute hat mein Töchterchen das erste Wort gesprochen. Wie mein ganzes Wesen von dieser freudigen Ueberraschung durchbebt war, kann ich nicht beschreiben. In meinem Innern

klang es wie die Memnonsſäule, wenn ſie der erſte Strahl der aufgehenden Sonne berührt.

Wir waren bereit uns zum Abendeſſen zu ſetzen; die Tante ſaß nahe beim Tiſch und hatte das Kind auf dem Schooße. Es pappelte in Einem fort und war von ungemeiner Rührigkeit. Wie oft nicht hatte ich dem ſchon zugehört und die wachſende Modulation beobachtet, die ſicher dem ſich immer reicher entwickelnden Gefühls- und Geiſtesleben entſprach; es waren Laute, die einen Sinn ahnen ließen, aber es waren doch nur Laute.

Da hörte ich dem Gepappel denn wieder zu und plauderte allerlei mit hinein, als führte ich ein wirkliches Geſpräch mit dem kleinen Weſen. „Ja ſag' nur, was willſt du?" rief ich ihm zu. Und plötzlich tönte es deutlich zurück: „willſt du?"; das Kind wiederholte nur mechaniſch die Worte wie eine Fortſetzung ſeines eigenen Gepappels, ſein Gehör hatte dieſelben aufgefaßt und ſein Sprachorgan gab ſie ſofort mit vollkommener Treue wieder; warum? Den Sinn hatte das kleine Mädchen ſicher nicht begriffen, aber dennoch war ein dunkles Verſtändniß dabei thätig, es war die erſte gelungene Artikulation beſtimmter Laute. Sie hatte ſchon ſeit mehr als einem Monat hörbar und ſichtbar danach gerungen; der Geſichtsausdruck und das ganze Geberdenſpiel, ſowie das Muskelſpiel des Mundes verriethen offenbar das Streben und die Abſicht, beſtimmte Laute hervorzubringen; nur vermochte ſie nicht dieſelben aus ſich ſelbſt heraus zu ſchaffen. (Wie lange mögen die erſten Menſchen an der Bildung der Sprache gearbeitet haben, wie lange getaſtet und geſchwankt haben, ehe allmälig errungene und feſtgeſetzte Laute ihnen im Ge-

dächtniß geblieben sind und zur dauernden Bezeichnung gewisser Begriffe gedient haben! Ganze Geschlechter, Jahrhunderte sind darüber hingegangen.) Selbst bilden konnte das Kind nicht die lautreichen Worte unsrer Sprache, aber sein Gehör und sein Geist begriffen die Zusammensetzung und sein Mund bildete genial-künstlerisch nach.

Ich sage: genial-künstlerisch. Gedanke und Wort sind Lichtblitze, die plötzlich, wie jede Schöpfung des Genies, entstehen. Die höchste Kunstschöpfung des Menschen aber ist die Sprache; sie ist der vollkommenste Ausdruck seines Wesens. Das Wort Mensch (die Sanskritstudien haben es bewiesen) bedeutet: Denker.

Freilich, sprechen kann das Mädchen darum noch nicht. Ich versuchte ihm noch andre Worte zu entlocken; vergeblich. Soviel ich auch sprach, um seine Nachahmung zu reizen, es verfiel wieder in sein Pappeln. Zwei Worte waren ihm gelungen, nun ruhte es wieder aus. Es war ein Spiel gewesen, das ihm gefallen hatte; jetzt spielte es weiter — seinem Gefallen nach. Aber der Sprachfunke hat sich in ihm entzündet und er wird nach und nach aufleuchten zum klaren Gedanken.

Tags darauf. Heute zum ersten Mal sitzt das Kind mit uns bei Tische; die Mutter hat ihr einen hohen Stuhl mit einem Tritt für die noch kurzen Beinchen gekauft und das hübsche kleine Ding benimmt sich wirklich wie eine große Person. Es sitzt ganz ernsthaft ruhig da, als wäre es ganz natürlich, daß ihm ein Sitz neben uns gegeben ist; ja, es thut, als wäre das immer so gewesen. Hat es doch gesprochen! Es nimmt Löffel

und Messer in die Hand mit einer Kaltblütigkeit, ich möchte sagen: mit einer Selbstverständlichkeit, daß es ein wahrer Spaß ist. Ein Spaß? Ist diese Sicherheit, diese Gewißheit seiner selbst nicht ein Ausdruck seines Selbstbewußtseins, eine Offenbarung seines Geistes, des Geistes überhaupt? Indem ich dem nachdenke, werde ich ernst wie mein Kind in seiner Unschuld. Heilige geheimnißvolle Verschmelzung zweier Seelen!

Man will mir's nicht glauben, daß sie schon gesprochen hat. Ist es nicht eine väterliche Täuschung? wirft mir ein erfahrener Freund ein (er ist schon Vater dreier Kinder). Nein, antwortete ich; ich übertreibe nichts, ich weiß, daß die Kleine fort und fort ihr Wollen und Denken nur in wortlosem Pappeln kund giebt, sie darf auch noch nicht lange auf ihrem Stuhle sitzen, damit ihr zartes Rückgrat keiner Krümmung ausgesetzt ist. Aber was ich gehört habe, waren sicher und deutlich die beiden Worte.

Ich sprach mit einem Freunde über dies rege junge Leben und wie ich es in allen seinen kleinsten Durchgängen beobachtete und verfolgte. „Ja, meinte er, es ist wunderbar, wie der Geist in diesem Momente unaufhörlich und unter allerlei Erscheinungsformen hervorquillt. Man müßte, man möchte eine Mutter, eine Amme sein, um all die spielenden Sonnenlichter der jungen Seelenthätigkeit in ihrem flüchtigen Erscheinen und Schwinden erhaschen zu können."

Ich gebe es auch wirklich auf, den Quell des Lebens selbst in seiner Tiefe zu erforschen. Kann man das

Gras wachsen sehen? Man sieht wohl am Morgen den neuen Knotenansatz, das Gewordene; aber das Werden sieht man nicht.

So hatte ich schon das Wachsthum und seinen Einfluß auf die Willenskraft erkannt; seit vielen Wochen richtet sich die Kleine von selbst in ihrem Bett auf, wenn man ihr bei ihrem Erwachen die Arme entgegenstreckt, um sie aufzurichten. So erkenne ich eben auch eine neue Stufe des geistigen Wachsthums; sie thut sich plötzlich kund, sie ist auf einmal da; wie sie gekommen ist, weiß ich nicht, ich kann sie nur bestätigen.

Alles war schon auf im Hause, ich schlummerte allein noch. Da bringt mir meine Frau unsere Tochter auf dem Arme zu, damit ich mit ihr spiele, sie beschäftige. Ich setze sie auf's Bett, sie an mein Knie anlehnend; nach kurzem Plaudern schweig' ich wieder, halb noch im Morgenschlaf befangen, doch munter genug, um mein Kind zu halten und zu beobachten. Sonderbar! sie, die sonst so ungeduldig ist und klagt, wenn man sich nicht mit ihr beschäftigt, heute sitzt sie ernst und ruhig da; und zwar beobachtet sie nicht etwa einen besondern Gegenstand, der ihre Neugierde fesselt; nein, ihr Blick verliert sich wie nachdenkend und scheint dann wieder in sich zurückzukehren. Das geistige Vermögen hat an Ausdauer, an Stärke gewonnen.

So kommt es ruckweise, wie ich sagte, dem Knotenansatz des Pflanzenhalmes ähnlich, vorwärts. Ich habe vierzehn Tage hingehen lassen und nichts Sonderliches bemerkt. Das modulationsreiche Pappeln ist wieder zum

bloßen Ausstoßen einförmiger Schreie geworden, die nur an Fülle oder Reinheit des Klanges verschieden sind. Eines Abends fängt sie wieder zu plaudern an; ich spreche ihr allerlei Worte vor, um sie zum Nachbilden zu reizen. Umsonst! Endlich doch spricht sie mir ganz dieselben Worte: „willst du?" wieder nach, aber nur einmal und halb unbewußt, ohne kräftigen Ausdruck. Und nun ruht sie wieder aus.

Sie ist jetzt gerade sechs Monate alt, ein halbes Jahr. Wie wenig ist uns das in unserm bewegten Mannesleben, und wie viel liegt in dem Leben eines Kindes darin eingeschlossen! Wieviel Mühen, Sorgen, Befürchtungen, Aufopferungen von Seiten der Eltern, der Erzieher! Es ist eine alte unzählige Mal ausgesprochne Erfahrungslehre, daß wir unsern Eltern nie vergelten können, was sie an uns gethan haben; nur durch die Opfer, die uns unsre Kinder kosten, können wir die Schuld gegen unsre eignen Eltern abtragen. Es ist wohl wahr. Ich mache aber doch einen gewaltigen Abzug davon, und mag man auch über Lästerung schreien. All die Mühe und Sorge, die uns unsre Kinder kosten, wird durch das Glück belohnt, sie zu besitzen, sie leben und wachsen zu sehen. Wem je ein Kind in unschuldiger Liebe zugelächelt hat, wird mich begreifen. Da quälen sich die beiden Frauen, Mutter und Tante, mit dem kleinen Quälgeist ab (sie überlassen keiner Wärterin diesen heiligen Dienst); während sie es waschen, einwickeln, liebkosen, schreit und zappelt das ungeberdige Ding, daß den armen Frauen Hören und Sehen vergeht, und sie müde und erschöpft die Hände sinken lassen.

Da bricht die Ungeduld und der Ueberdruß in komisch abscheulichen Worten aus: „ach, ich hab dich doch recht satt, halte nur still, Mädel, oder —.“ Ja, der Mund spricht, wovon das Herz nichts weiß. Sie haben es kaum angefahren, als auch des Kindes Ungeduld zu Ende ist und es jämmerlich zu schreien anfängt. Sofort schließen sie es in die Arme und nun wird es getröstet, geschmeichelt: „Du Allerschönstes, Allerliebstes! es ist ja nichts so schön wie du.“ Ich wollt's wohl meinen; trotz aller Müh' und Noth lieben sie es über Alles.

Mit dem sechsten Monat offenbart sich ein neuer Fortschritt in dem Leben des Kindes. Sein Gesicht hat einen unverkennbaren geistigen Ausdruck gewonnen, wie es ihn noch nicht besaß; die Augen sehen uns mit klarer Sicherheit an, das ganze Mienenspiel hat einen gefestigten, verständigen Charakter angenommen. Bisher that sich nur ein Empfindungsleben kund; die Leidenschaft regte seine Züge auf, je nach den Bedürfnissen, die das Kleine stachelten; der Geist schimmerte nur darüber hin, wie Sonnenlichter durch das bewegte Waldlaub spielen. Jetzt ist das ganze Antlitz von der Denkkraft verklärt, wie eine Landschaft vom Sonnenschein.

Freilich wächst die Leidenschaft auch; ich erschrak fast, als ich es bemerkte. Schon vor drei Monaten hatten mir die Frauen einmal erzählt, daß sie in einen Conditorladen getreten wären und dort dem Kinde einen Stengel Gerstenzucker in den Mund gegeben hätten, daß bei dem Geschmack der ungewohnten Süßigkeit sein Gesicht einen unbeschreiblich lebhaften Ausdruck genommen

hätte, daß das Kleine erst die Augen groß geöffnet, dann wieder wie verzückt geschlossen hätte und wie man dann alle Mühe gehabt, ihm den Zuckerstengel wieder aus dem Munde zu nehmen. Heute zum ersten Mal wieder erhielt es eine ähnliche Näscherei. Welche Aufregung in seinen Geberden! Wie klammerte es sich an den Genuß! Mit welcher Anstrengung schlürfte es an dem süßen Gebäck! Sein ganzes Herz schwelgte.

Halt' ein, du kleines tolles, lüsternes Ding; mir wird bange bei deiner Leidenschaft! Schon sehe ich dich, zur blühenden Jungfrau gereift, mit stockendem Herzen in den Armen des künftigen Geliebten ruhn und von dem Munde dessen, den deine Seele gewählt hat, das Süßeste schlürfen, was je Menschenlippen und Menschenherzen erquickt hat, den Kuß der Liebe, und meine Seele zittert bei dem Gedanken. Wird er, in dessen Kusse sich dein Mädchenherz berauscht, auch deiner würdig sein? wird er dich lieben aufrichtig und treu wie du ihn liebst? wird er dich glücklich machen?! —

Ich weiß nicht, ob ich dann noch leben werde. O wenn der Tag kommt, den kein Mensch vergißt, und mein Herz sollte alsdann schon ruhen in der kühlen Erde, denk' an mich, deinen Vater, der jetzt im Schweigen der Mitternacht diese Zeilen niederschreibt und dessen Herz voll ist von der treuesten Liebe zu dir; denk' an ihn, auf daß deine Liebe rein sei und rein bleibe, denk' an ihn und sei gewiß, daß sein Segen in diesem Augenblicke auf dir ruht und er zum Urquell aller Liebe fleht, daß der Mann, den du liebst, dich lieben möge wie dein Vater deine Mutter liebt!

Wenn ich dich wachsen sehe, mein Töchterchen, sehne ich uns fast in die ersten Wochen deines Daseins zurück. Welch ruhiges Glück genossen wir damals, als du kleines Würmchen noch im steten Schlafe lagst und wir über dich wachten in der Nacht, den leisesten Schrei von dir belauschten und du, deiner und unsrer noch unbewußt, unsre Sorge und Pflege dahin nahmst!

Man sagt, daß es Leute giebt (der Name „Vater" und „Mutter" wäre hier nicht am Orte), die ihr Kind Fremden zum Aufziehn geben, und noch dazu aus ihrem Orte fortschicken, Weibern überlassen, die ein Geschäft daraus machen, Kinder (nicht etwa an der Brust zu stillen, nein —) aufzufüttern. Ich spreche nicht von der Verpflichtung, die sie haben, selbst über ihr Kind zu wachen; das Wort „Pflicht" muß ihnen unverständlich sein. Wenn sie nur wüßten, welcher Freude sie sich berauben, indem sie sich der Mühe entziehen, dem Kleinen die erste Pflege zu geben! Wie tausendfach wird die Mühe belohnt; wie vergißt man Sorgen, Erschöpfung, schlaflose Nächte, selbst Aerger — nun ja, das ungeberdige kleine Ding macht Einen zuweilen ärgerlich —, wenn dann das allerliebste Geschöpf in ein fröhliches Gelächter ausbricht, wenn es mit uns spielt oder, wofern man nicht an dasselbe denkt — wenn es uns neckt und reizt, daß man mit ihm spielen soll!

Zuweilen ist es recht spaßhaft, daß das Kleine noch nicht sprechen kann. Es macht kleine Dummheiten, es guckt uns närrisch an, wir wissen nicht was wir ihm sagen sollen und aus reiner Verlegenheit oder aus Muth-

willen ſagen wir ihm eine Menge Albernheiten, ja kleine Grobheiten, daß wir uns zuletzt ſelbſt wundern, wie verſtändige Menſchen ſo kindiſch ſein können. Aber da wird alle Vernunft zur Albernheit. Wer mit ſeinem Kinde nicht kindiſch werden kann, der hat kein Vaterherz im Leibe.

Trotz der zahlreichen, von mir erfaßten Spuren ſeines geiſtigen Lebens iſt doch noch keine rechte Folge in ſeinem Weſen. Das Mädchen hat allerdings manchmal unſern Willen ausgeführt, weil wir es eben bei guter Laune trafen, weil eben in dieſem Augenblick ſein Geiſt geweckt war. Aber wir ſehen noch keine bleibende Wirkung von der Leitung, die wir ihm geben wollen. Das Kleine folgt noch immer ſo ziemlich ſeinem Bedürfniſſe, ohne es zu beherrſchen oder doch — denn Beherrſchung iſt noch nicht möglich — ohne daſſelbe geduldig zu tragen; das Gedächtniß iſt noch ſchwach und ruft ihm noch nicht unſre Sorge, unſre Abſicht zurück; ſo oft wir es auch ſchon gelenkt haben, das (freilich erſt ſechs Monate zählende) Kind hat ſich noch nicht gewöhnt unſrer Lenkung zu folgen. Folgen heißt ſoviel wie Gehorchen.

Wenn nun die Erziehung darin beſteht, daß das Kind den Eltern „folgt", wie kommt es denn, daß es in der Weltgeſchichte, wo die vorhergehende Generation an der folgenden doch Elternſtelle vertritt, trotz der Epochen ärgſter Verderbniß und Erſchlaffung, wieder einen Aufſchwung giebt, daß der Rohheit Bildung, der Entartung Sittlichkeit folgt? Doch wohl, weil in dem Kinde etwas Urſprüngliches. lebt, was auch falſcher

Schulung zum Trotze sich erhebt und dem Ideale nachstrebt, weil der Geist ebenso unabhängig existirt wie der Stoff.

So nimmt auch der geschichtlich große Mensch in seiner Umgebung wohl die Elemente zu seinem Wirken in sich auf, aber er verarbeitet sie selbständig und bildet so die Welt weiter.

Artiges Gemisch von Denken und Fühlen! Sie lächelte der Mutter zu, die neben mir auf einem niedern Stuhle saß; als sich dieselbe beugte und das Kind sie nicht mehr sah, ward es still, wie verstimmt, fast traurig. Als nun die Mutter sich wieder aufrichtete und ihm sichtbar ward, lachte es voller Freude laut auf.

Dieselben kleinen Ereignisse wecken und stärken den Forschungstrieb immer auf's Neue in dem Mädchen. Ich klopfte mit dem Finger hinter den Stuhl, sie horchte auf, suchte nach der Quelle, woher das Geräusch kam, und fand sie nicht. Da schien sie zu überlegen und beugte sich seitwärts, um hinter den Stuhl zu sehen; sie sagte sich: von dort kommt der Lärm.

Man muß, bei aller Gelehrsamkeit, ein arger Sophist sein, wenn man nicht das selbständige eigenartige Wesen des Geistes annimmt.

Diese Beobachtung verleitet mich zu neuen Versuchen. Ich machte mit der Hand hinter dem Rücken, so daß sie dieselbe nicht sah, Schattenbilder an der Wand; anfangs folgte sie denselben, dann sah sie bald hinter sich, um zu sehen, woher sie kämen.

Sonst sang es uns in der Nacht etwas vor, wie die kleinen Hänflinge in ihrem Neste gleichsam im Traume zwitschern. Jetzt ist es umgekehrt. Die Tante sang ihr diese Nacht ein Lied, sie ward ganz still, die Tante glaubte sie eingeschlafen und hielt inne, plötzlich fing sie an zu schreien, sie wollte, daß die Tante fortführe.

Nach langer Zeit hielt man sie wieder einmal vor den Spiegel; als sie die Dinge darin sah, wollte sie darnach greifen; sie glaubte, daß Jemand dahinter stäke.

Wie gut ist das Herz eines Kindes! Von der Liebe erzogen, kann es ja nicht anders denken, als daß die Liebe Alles bindet, Alles lenkt. Wir neckten uns bei Tische; meine Frau stellte sich ärgerlich, that als würde sie böse auf mich und gab mir einen Schlag. Da fing die Kleine an zu weinen und war ganz ängstlich. Warum? Nicht die Stimme konnte ihr Angst gemacht haben, die Mutter sprach nicht laut. Nein, das Kind hatte geglaubt, die schöne Einheit löse sich in Zwist auf, und als mir die Tante es auf den Arm gab, war es wie getröstet und sah dagegen die Mutter halb schmollend an.

Das Spiel, das wir getrieben hatten, war eigentlich nicht recht, aber es war auch wieder köstlich, die Gutherzigkeit des Kindes so lieblich sich offenbaren zu sehen.

Es war ein kleiner Jahrmarkt; man hatte es hinaus getragen, in der Meinung, ihm ein Vergnügen zu machen. Aber was es zu erkennen gab, war nicht Freude, sondern Erstaunen. Alles war ihm neu; noch ist ihm

die Welt zu unbekannt, um ſich darin heimiſch zu fühlen, ſich gehen zu laſſen.

Zum erſten Mal hat es, was wohl alle Kinder einmal thun, in's Licht greifen wollen; es hat ſich verbrannt, und nun ſcheut es ſich davor und greift nicht wieder hinein; es hat alſo begriffen, im eigentlichen Verſtande des Wortes.

Ein neues Zeichen des Fortſchritts. Sie hat ein hartes Zuckergebäck in der Hand und führt es zum Munde wie Alles, was ſie erfaßt. Da ſchmeckt ſie das Süße; ſie zieht es vom Munde zurück, beſieht es aufmerkſam, thut alſo ihre Ueberraſchung und Erkenntniß kund, dann, wiſſend was ſie thut, führt ſie es wieder zum Munde und ißt es.

Heute, in der Mittagsſtunde des ſiebenten Dezembers, machte ſie wirkliche Verſuche, die Zunge richtig zu bewegen und nicht Töne, ſondern Laute zu artikuliren.

Tags darauf beging ſie Abends bei Tiſch beim Trinken eine kleine Unart. Ich machte ihr Vorwürfe, nicht in rauhem Tone, ſondern mit ernſten gemeſſenen Worten und ſtrengem Blick; da ward ſie ernſt, verlegen machte ſie eine ſchmollende Verzerrung der Unterlippe, als fühlte ſie, daß ſie Unrecht habe, blickte dann Mutter und Tante an, die ebenfalls eine ernſte Miene machten, Thränen traten ihr in's Auge und ſie hätte laut geweint, hätte ſie nicht die Tante lächeln ſehen. Sie verſtand

also; ehe der Mensch die Worte versteht, ahnt er den Sinn durch die Betonung.

Zwei Tage später artikulirt sie zum ersten Mal den Laut Fa, Ba. Es ist die erste Silbe des Wortes „Vater"! Sie wird mich einst nennen, mich rufen!

Ich erzählte diese Beobachtungen einer Frau, die drei Mal Mutter gewesen war und fragte sie, ob sie den Verstand sich entwickeln *gesehen* habe. Sie sagte, dies sei ein unaufhörliches, stetes Quellen. Wie sollte das Leben auch einen Ursprung nehmen? Es ist ewig. Der Keim des Gedankens ist ein Atom, seine Wirkung folglich für uns unsichtbar, ein Tropfen der quillt, dann stärker wird und rieselt, aber nie still steht. Das Kind sieht und hört anfangs nicht, nicht aufmerksam wenigstens, weil der Gedanke noch zu schwach in ihm ist; der Eindruck wirkt nur bildend auf dasselbe ein, zur Rückwirkung fehlt noch die Kraft.

Die Tante ist allein mit dem Kinde; es hat wieder eine kleine Unart begangen und die Tante schmält es, da wird es ernsthaft und weint.

Das Kind hat etwas auf dem Herzen; die Mutter glaubt es zu errathen und spricht ihr, sozusagen, aus dem Herzen heraus, als spräche die Kleine selbst, in dem kindlichen einfachen Tone derselben. So gewöhnt sich das Kind an das eigne Sprechen.

Heute ist sie schon früh wach; da tönt ein Ruf auf

der Straße, es ist ein Hausirer, der sich ankündigt. Sonst, wenn sie noch schlief, und der Ruf erweckte sie, erschrak sie dabei und weinte wohl auch; heute wiederholte sie fröhlich scherzend die letzte Silbe: sie sprach.

Die Sprache bildet die Vermittelung der denkenden Wesen; nun dieselbe dem Kinde verständlicher wird, wird es auch zutraulicher gegen die Menschen, sie faßt mit der Hand nach ihnen und liebkost sie.

Das Gehirn des Kindes ist schwach und die äußern Gegenstände, die Eindruck auf dasselbe machen, sind unzählig. Haben doch Jahrhunderte, ja Jahrtausende dazu gehört, um diese Gegenstände hervorzubringen. Wie ärmlich sieht es in der Hütte des Wilden aus, der noch auf den ersten Stufen der Bildung steht! Wie reich sind unsre Wohnungen an Geräthen, Kunstwerken und Gegenständen der Bequemlichkeit! was für Kunstfleiß und Wissenschaft hat dazu gehört, sie zu erfinden, zu bereiten, zu verfeinern! Wie soll das Kind sie in einem Jahre fassen? da ist z. B. eine Thürklinke, für uns Erwachsne das natürlichste Ding auf der Welt. Mein Kind, das in der Nähe der Thüre auf dem Schoße der Wärterin saß, betrachtete die Klinke aufmerksam; das Blinkende derselben mochte die Neugierde geweckt haben, aber der Blick hatte etwas Ruhiges, Forschendes, und als die Wärterin die Thüre öffnete und damit die Klinke den Blicken des Kindes entzog, ward dasselbe ungeduldig und ruhte nicht eher, als bis es den Gegenstand auf's Neue beobachten konnte. Dann war es ruhig und aufmerksam wie zuvor. Darauf wechselte die Wärterin den Platz

und nahm eine Feuerzange in die Hand. Es begann jetzt ganz daſſelbe Spiel wie mit der Klinke. Offenbar beobachtete, unterſuchte, forſchte das Kind. Es lernte.

Es war ungeberdig, warf den Löffel immer weg; die Tante, die es auf dem Schoße hatte, tadelte es, ohne die Stimme laut zu erheben, und hob ihr den Kopf am Kinn mit einer leiſen Bewegung, die einen Schlag andeuten ſollte, aber keiner war. Da fing die Kleine an zu weinen, begreifend, daß ſie geſcholten ward, und war untröſtlich. Zuletzt beruhigte ſie ſich zwar, aber als die Mutter kam und die Tante, um derſelben den Vorgang zu erklären, die leiſe Bewegung mit der Hand wiederholte, begann das Kind bei dem bloßen Sehen wieder zu weinen.

So wird ihr Alles verſtändlicher, ſo wird ſie erziehungsfähig.

Draußen iſt der Chriſtmarkt; man trägt ſie hinaus. Auf den Straßen ſind die Conditorläden aufgeputzt; ſie ſtaunt das Alles an und bricht in ein Ah! der Bewunderung aus, dann dreht ſie ſich plötzlich nach Mutter und Tante um und lächelt ihnen zu und jubelt wieder.

Welch ſchöner Zug! Sie wollte nicht allein genießen, ſie wollte ihre Empfindungen den Ihren mittheilen, mitfreuen ſollten ſie ſich.

Es naht das Chriſtfeſt, ſagte ich; da kam ja die fröhliche Botſchaft, daß Alle ſich freuen ſollten. Ein Kind brachte ſie; noch immer bringt ſie jedes Kind. Sind wir wirklich nur im kindlichen Alter dieſer ſchönen

Tugend der Mitfreude fähig? So würde den Mann fortwährend das Kind beſchämen!

Weihnachtsmorgen! Wir haben dir geſtern Abend dein erſtes Weihnachtsbäumchen nicht anzünden können, nach dem Spaziergange hatte dich ein tiefer Schlaf befangen. Jetzt erwachſt du, du ſelbſt unſer ſchönſter „heiliger Chriſt", wie einſt das Jeſuskind in ſeiner Krippe. Da ſchellt es. Es iſt der Poſtbote. Das Dienſtmädchen ſpringt hinunter und kommt mit einer Pappſchachtel wieder. Sie wird geöffnet und ein prächtiges Kaſchmirkleid ſchimmert uns entgegen; liebe Freunde, die das Schickſal nach dem fernen Afrika verſchlagen hat, ſchicken meinem Töchterchen das ſchöne Geſchenk. Das liebe Kind weiß noch nicht recht, was Putz iſt, wenn ſie auch wohl merkt, ſobald man ſie zum Ausgehn ankleidet, daß das etwas Beſonderes iſt. Aber die Mutter tanzt vor Freude, die Tante lacht und das Dienſtmädchen, die treue Seele, die uns aufrichtig zugethan iſt, jubelt laut auf, und nun iſt das ein Feſt um das Mädchen herum, das in der Wiege ſitzt, daß das kleine Ding nicht weiß, was vorgeht und uns verwundert mit großen Augen anguckt!

So jubelte ich ſonſt, als ich noch ſelbſt Kind war; um dieſe Zeit wurde mir der heilige Chriſt beſcheert. Sie ruhen nun lange ſchon im kühlen Grabe, die guten Eltern. Ich muß an ſie denken, jetzt wo ich meinem Kinde die Weihnachtsfreuden bereite, dem lieben Enkelchen, das ſie nicht geſehen haben, und meine ganze Kindheit blüht mir wieder auf. Ich ſehe mich wieder Kind, wie mein eigenes, und werde auf's Neue jung mit ihm. O ſeliger Zauber! Mit meinem Kinde dehnt ſich eine

lachende Zukunft vor mir aus und doch besitze ich alle Schätze der Vergangenheit in unverjährter Frische. O gewiß, das sicherste und schönste Mittel, sich vor dem Altern zu schützen, ist: eine Familie zu gründen.

Warum entwickelt sich das Sprechen so spät? Ich sehe, daß mein Kind Verständniß von dem Meisten hat, was um es vorgeht, daß es Alles beobachtet. Wenn die Tante, die sich der Pflege besonders annimmt, damit die Mutter ihre Gesundheit wiederherstellen kann, einen Schlafrock wechselt, so bemerkt das Kind den verschiedenen Stoff, bezeichnet ihn mit der Hand und giebt durch Laute zu erkennen, daß er ihre Neugierde reizt. Bei Tische ist sie fast gesetzten Wesens, sie begreift, warum man sich setzt und daß ein heiterer Anstand hier Regel ist. Eben sah ich ein neues Zeichen ihres selbständigen geistigen Lebens. Ich stand bei ihr an der Wiege, spielte mit ihr und sie antwortete mir mit Gepappel. Plötzlich zupfte die Mutter hinter mir an den Fenstervorhängen; rasch richtete sich die Kleine in der Wiege auf, bog sich mit dem Oberkörper vor und sah nach dem Grunde des Geräusches. Sie fragte sich: was ist das? Aber warum sprach sie den Gedanken nicht aus? Das Sprechen ist ein Gebrauch der Sprachwerkzeuge, aber die Sprache selbst ist eine Wissenschaft, die höchste Schöpfung des Menschengeistes, die Vermittlung zwischen Geist und Stoff, die Offenbarung des Unsichtbaren in der sinnlichen Welt, für das Kind das Schwierigste von Allem.

Noch ist der Magen das vorherrschende Organ; der Kopf, das Erkenntnißvermögen, tritt nur vorübergehend

in Scene und drängt dann den Magen in den Hintergrund; aber im Allgemeinen tritt der erstere nur *spielend* auf, während die Thätigkeit des Magens ernste *Arbeit* ist.

Ein Fortschritt ist es auch hier indessen, daß das Kind in der Befriedigung des Tyrannen selbständiger wird. Man braucht ihm sein Milchfläschchen nicht mehr zu halten, es faßt es sicher mit beiden Händchen wie eine Trompete und leert es unverdrossen aus. Freilich liegt das Fläschchen auf einem Kissen auf, denn zu tragen vermag es der kleine Engel in der Wiege noch nicht, aber er hält es fest und nimmt so sein erstes Frühstück gleichzeitig *mit* der Mutter, während sonst dieselbe erst warten mußte, bis das Kind befriedigt war.

Es wird nun in den Gehstuhl gestellt, damit es sich nach und nach an's Aufrechtstehen gewöhne; es hat die Kraft sich grade zu halten, indem es sich mit den Achseln aufstützt, aber gehen kann es noch nicht. Die Beine sind noch zu schwach, der Bauch, das Organ des thierischen Lebens, noch zu schwer. Noch ist es nicht die schöne Bildsäule, als welche das göttliche Wesen von der griechischen Kunst dargestellt wird, nachdem sich der griechische Genius von den Thiersymbolen der ägyptischen und assyrischen Kunst befreit hat. Noch ist es kein ἄνθρωπος, kein *Aufschauender*, wie der künstlerische Grieche den Menschen genannt hat. Es wird bald müde, wenn wir es stehen lassen, und wir müssen es wieder tragen oder hinlegen.

Aber den Unterſchied der Bewegungen faßt es ſchon ſeit einiger Zeit auf. Da es ſeine Füße noch nicht gebrauchen kann, ſo ſollte man meinen, es könnte ihm einerlei ſein, ob es in der Wiege liegt oder getragen wird. Aber nein, das Liegen iſt ihm bald zuwider, es *will* getragen ſein und verlangt ungeduldig danach; denn wenn es ſo auf unſeren Armen in der Stube den Ort wechſelt, bildet es ſich gewiß ein, es gehe ſelbſt. Und je ſchneller man mit ihm geht, je zufriedener iſt es.

Erſt recht fröhlich aber iſt es, wenn man beim Herumtragen tanzt. Die Mutter hat es auf dem Arm, ich ſtelle mich gegenüber und nun beginnen wir eine Art Contretanz, wobei wir die Muſik ſingen. Wie paßt es auf alle Bewegungen auf! wie öffnet es weit die Augen! wie holt es tief Athem, gleich als brauche es ſelbſt Kräfte, und wenn nun die Touren lebendiger werden oder wenn gar die Mutter mit fröhlichem Geſange zu walzen beginnt, da werden ſeine Züge lebendig und es jauchzt hell auf vor Luſt. Sollte man's meinen? das Wiegenkind hat ſchon Freude am Tanzen! Dieſe rhythmiſche Bewegung, die es auf Mutterarmen macht, iſt für das Kleine der erſte künſtleriſche Genuß.

Es kommt die Zeit, wo der Magen zum bloßen Diener geworden ſein wird, wo das *Herz* ſeine Stelle einnimmt. Statt auf Mutterarmen wirſt du, ſchöner Engel, dann in den Armen eines feurigen Tänzers durch den Ballſaal ſchweben; ſtatt des weißen Hemdchens, das jetzt um deine roſigen Gliederchen flattert, rauſcht dann ein ſchimmerndes Ballkleid um deine blühende Geſtalt, und ſtatt des herzigen Geträllers von den lieben Mutter-

lippen lauſcht dann dein Ohr den ſchmelzenden Klängen des Orcheſters, vielleicht den noch ſchmelzenderen ſchmeichelnderen Worten von dem Munde des Tänzers. O daß du dich dann noch der ſeligen Augenblicke erinnern könnteſt, da du zuerſt in himmliſcher Unſchuld dich der Wonne des Tanzes am Herzen der Mutter erfreuteſt, auf daß dein Herz rein bleibe und die Stimme der Verlockung nicht den frommen Kinderſinn in deinem Mädchenbuſen einſchläfre!

Ich ſehe immer mehr in der Entwicklung des Kindes die Kindheitsgeſchichte der Menſchheit. Mein Töchterchen ſpricht (ich meine die mannigfaltigen Laute, die es ausſtößt) zu und mit allen Gegenſtänden, die ihm auffallen, die es reizen oder nach denen es faßt. Vielleicht belebt es dieſelben, glaubt es dieſelben ebenſo lebendig wie es ſelbſt iſt. So belebte die Einbildungskraft der erſten Menſchen alle Dinge um ſich her und ſprach zu ihnen.

Das ſichtbare Zeichen von der Obergewalt des Magens über die andern Organe iſt die Gewohnheit des Mädchens, Alles was es erfaßt, nach Kinderweiſe zum Munde zu führen. Eſſen ſcheint noch ſeine Hauptverrichtung, es betrachtet noch alle Dinge als eßbaren Stoff, nur als ſolcher haben ſie für das Kleine Werth.

Zum erſten Mal hat es ſich in dieſen Tagen, als es etwa achtehalb Monat alt war, von der Oberherrſchaft des Magens befreit. Man trug es auf den Chriſtmarkt; ſchon mehrmals hatte es ſich an den bunten Ausſtellungen in Buden und Magazinen gefreut, mit

fröhlichem Staunen ſah es die Puppen, Spielwaaren und Schmuckſachen, die ihm entgegenſchimmerten. Einmal blieb ich mit ihm vor einem ſchön ausgeputzten Conditorladen ſtehen, in deſſen Schaufenſter allerlei bunte Thier- und Menſchenfiguren den Kaufluſtigen zunickten; mein Töchterchen guckte das Alles voller Verwunderung an und gab ſeine Freude daran durch lauten Schrei zu erkennen, aber, wie ſchon in voriger Woche, es wollte nicht allein das Feſt genießen, es ſah mich und die Andern von Zeit zu Zeit an mit einem Blick, der wie ein Wink ausſah und den es dann wieder auf die ſchönen Sachen lenkte, als ſollte er ſagen: „Seht doch, wie herrlich das iſt!“ Ja wohl, es theilt uns ſeine Eindrücke mit, es denkt und giebt ſeinen Empfindungen Ausdruck, nur die Worte gebrechen ihm.

Da traten denn die Frauen bei einem ſolchen Ausgang in einen Laden und kauften ihm eine Art Trommel, die an einem langen Stabe befeſtigt war und beim Schütteln Lärm machte. Sie gaben es ihm in die Hand und zum erſten Mal führte es das Spielzeug nicht zum Mund, ſondern ſchüttelte es fortwährend kräftig mit voller Herzensluſt, daß alle Vorübergehenden ſich daran freuten und ihm zulachten. Zum erſten Mal handelt es.

Ich nehme das Wort in der eigentlichen wie in der ſpätern Bedeutung; übrigens erleben wir mit dem fortſchreitenden Wachsthum des Kindes das Phänomen der Sprachbildung auf's Neue. „Handeln“ iſt das Spielen der Hände, der angebornen Werkzeuge der That; die „Handlung“ iſt nur das ausgebildete Spiel, ein Gebrauch der Hände zu einem beſtimmten Zwecke. Frei-

lich, welche Bahn hat die Menſchheit durchlaufen müſſen, ehe ſie von dem rohen Gebrauch der Hände, roh, wie er noch jetzt bei dem Affengeſchlecht iſt, zu dem Bau des Parthenon und der Peterskirche gelangte! Aber ſie iſt doch dahin gelangt. Und darum iſt der von aller Magenherrſchaft unabhängige Gebrauch des Spielzeugs, der die Vorübergehenden wie ein Kinderſpaß beluſtigt, für mich ſo wichtig. Das Kind emancipirt ſich von der Materie, ſein Geiſt fängt an den Stoff zu beherrſchen.

Aber Freude macht es doch den Eltern, wenn ſie ſehen, wie alle Leute dem hübſchen Kinde zulächeln und wie ſein Spiel ſie ergötzt. Und wie glücklich iſt erſt die Mutter, wenn ſie auf der Straße hinter ſich die Worte hört: „was für ein ſchönes Kind!“ O du blühende Jungfrau, deren Herz mit ſüßer Verwirrung den holden Schmeicheleien vom Munde des Geliebten zuhört, du biſt wohl glücklich und du darfſt ſogar ſtolz ſein, wenn der Mann, der deine Reize feiert, ſelbſt ſich der Achtung der Mitwelt erfreut. Aber glaube es, all dein Glück und all dein Stolz iſt nichts gegen das Glück und den Stolz der Mutter, wenn ſie von fremden Lippen das Lob ihres Kindes vernimmt.

Du meine Freude und mein Glück, mein theures Kind, mach', daß deine Eltern immer glücklich durch dich ſind, ſei immer ihr Stolz!

Neujahr! Die neue Sonne iſt am Himmel heraufgeſtiegen und mit feierlicher Stimmung hat Jeder das neue Jahr begrüßt. Eben will ich mich von meinem

Lager erheben, als meine Frau in's Zimmer tritt; sie trägt unser Kind auf dem Arm und in der Hand ein grünes Kissen, worauf etwas ruht. Es ist eine Ueberraschung, die sie mir zu dem festlichen Tage bereitet hat. Sie tritt an's Bett und ehe sie noch eine Bewegung machen kann, hat das Kind von selbst das Geschenk von dem Kissen aufgehoben und hält es mir mit dem zarten Händchen entgegen: es ist eine schwarzrothgoldne Börse, von meiner Frau gestickt. Was in diesem Augenblick in meinem Herzen vorging, was Alles meine Brust bewegte, läßt sich schwer beschreiben. Bei den heiligen Farben, die mich einst als Burschenschafter schmückten, stieg das Bild unsers noch immer nicht geeinten Vaterlandes vor meinen Blicken auf, der erste Gedanke, der mich zum neuen Jahre beseelte, wie es an diesem Tage der erste Gedanke jedes Deutschen sein soll.*) Meine Gattin ruft mir das heilige Bild vor meine Seele; sie kannte meine Treue, mein Festhalten an dem Ideal meiner Jugend und in einsamen Stunden hat sie mir die freudigernste Ueberraschung vorbereitet. Und als sie mir das Geschenk überreichen will, faßt das Kind in froher Unschuld danach — es versteht es noch nicht und hat nicht belehrt werden können —, nimmt es von dem grünen Kissen — Grün ist die Farbe der Hoffnung — und giebt es mir. Das Kind ist das Sinnbild der Zukunft, es ist ihr Träger. O schönes symbolisches Spiel.

Die Zukunft weissagt mir durch mein Kind: der

*) Dieses Tagebuch wurde geschrieben, ehe die schwarzrothgoldnen Träume unter dem schwarzrothweißen Banner verwirklicht wurden.

Traum deiner Jugend wird zur Wahrheit werden, das Blut der Märtyrer ist nicht umsonst geflossen, dein Vaterland wird auferstehn! Ich küßte Weib und Kind in frommer Rührung.

Es ist nicht wahr, daß die Ehe den aufopfernden Muth des Mannes schwächt. Er wird besonnener, ernster, aber nicht schwächer. Durch die Ehe gewinnt das Vaterland eine sichtbare Gestalt; der Jüngling kämpft für ein Ideal, der Mann — denkt an den Schwur auf dem Rütli in Schillers Tell! — für den häuslichen Herd. Und wenn es sein muß, wenn er durch sein Opfer das Vaterland retten kann, so ruft er: „Sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ und stürzt sich muthig und entschlossen in die feindlichen Reihn.

Mögest du, mein Kind, das Vaterland, für das ich gerungen und gelitten habe, einst groß und glücklich sehen; mögest du dereinst mit frohem Stolz deine treue Hand in die Rechte eines freien Bürgers legen.

Gott segne Deutschland!

In dieser feierlich freudigen Stimmung kam mir unwillkürlich und doch natürlich ein Lied in's Gedächtniß, das für eine der schönsten deutschen Poesien gilt und das doch völlig unwahr ist und mir wie ein schrillender störender Mißklang in die Harmonie des Lebens tönt: die Ideale von Schiller. Wie hat sich der „idealste“ aller Dichter zu dieser häßlichen Verzerrung des schönen Menschendaseins verstimmen lassen können?! Er lebte damals an der Seite einer lieben Frau und trug seinen „Goldsohn“ auf dem Arme; was war ihm denn die Liebe, daß sie ihm „nach

kurzem Lenze" ſchon entflohn war? Er ſeufzte nach dem ebenſo „leichtfüßig entflogenen Glück"; in der That hat er nie die Fülle des Reichthums gekannt. Aber wenn uns auch die Stimme der Gerechtigkeit auffordert, dem Elend der nothleidenden Claſſen zu ſteuern und einen möglichſt allgemeinen Wohlſtand begründen zu helfen, ſo ſollen wir es doch mit männlichem Muthe ertragen, wenn unſerm eigenen beharrlichen Ringen der verdiente Lohn nicht wird und, größer als unſer Schickſal, uns mit dem ſtolzen Bewußtſein begnügen, daß wir ihn verdient hatten. Er ſah ferner „des Ruhmes heil'ge Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht"; er irrte ſich; was die gemeinen Stirnen ſchmückte, war nicht des wahren Ruhmes Kranz, Klatſchroſen und rother Feldmohn war es, von gemeiner Hand gepflückt und über Nacht verwelkt. Und hat nicht Mit- und Nachwelt auf Schillers Stirn unverwelklichen Lorbeer gedrückt? Auch „um der Wahrheit Sonnenbild" ſah er „des Zweifels finſtre Wetter ziehn." Wer hieß ihn zweifeln? Sind wir denn Eintagsfliegen, die nur das Licht der Sonne ſehen und deren Lebenslicht mit dem des Tages verliſcht? In dem Jahrhundert der Aufklärung, in Voltaire's und Kant's Jahrhunderte, an dem Siege der Wahrheit zu zweifeln, war Schiller's nicht würdig. Sind ſie der Schmerzensergu eines einzelnen Zaghaften, ſo mögen „die Ideale" als ein individuelles Ereigniß, ſozuſagen als ein pſychologiſches Phänomen in der Literaturgeſchichte verzeichnet bleiben, wobei nur zu bedauern iſt, daß dies Ereigniß grade unſerm Schiller begegnete. Aber allgemeine Gültigkeit ſpreche ich dem Gedichte entſchieden ab. Streicht „die

Ideale" aus eurer Tageslektüre, wenn ihr an das Ideal glaubt. Laß dir das Herz nicht beirren, o Jüngling, von der schwärmerischen Wehmuth, die das Lied beseelt; die Zweifel, die den Dichter zernagten, sind Lüge; sei nur ein Mann und die Ideale deiner Jugend werden dir zur Wahrheit werden. Nicht im sogenannten Lenze entfaltet sich alle Pracht und alles Glück der Liebe. Zwar schwelgt dein Herz in seligem Entzücken an dem schwellenden Busen der Geliebten; aber stärker, stolzer ist das Glück des Mannes, auf dessen treue Schulter sich das Weib stützt, an dessen Hand ein Kind in das Leben einschreitet. Ich sage dir das nicht in dem Rausche der Flitterwochen, wo auch das schwächste Herz an den Himmel auf Erden glaubt. Nein, seit Jahr und Tag schon sind sie verrauscht und in dem Augenblick, da ich zu dir spreche, tritt an mich der ganze Ernst des Lebens heran. Um so mehr darf ich auf dein Vertrauen rechnen.

Dieser fromme freudige Ernst erfüllte mich schon, als ich nach besiegeltem Bunde meine junge Gattin zum ersten Male hinausführte in die Welt. Andre führen das errungene Weib ihrer Wahl in den Lärm und die Zerstreuungen der großen Welt, Andre mit reinerem Geschmack hinauf auf die Berge, wo die Brust freier athmet und das Gewühl des Tages verstummt; ich führte die Meine den großen Strom hinunter an's Meer. An lachenden Ufern fuhren wir vorüber, Rebhügel netzten ihre Füße in der Fluth, Kornfelder ließen sich von den Wellen bespülen, hier traten vereinzelte Fischerhütten, dort lustige Dörfergruppen an's Gestade, dann breitete wieder eine große volkbelebte Stadt ihren Reich-

thum längs der Ufer aus, mannigfaltig waren Land und Leute, die wir kennen lernten, und in all dem bunten Wechsel blieb nur Eines sich treu: unser Herz. Da sprach ich zu ihr: „So wie wir jetzt den Strom hinunter reisen, so laß uns in unwandelbarer Treue auch den Strom des Lebens hinunterfahren, wie hier dem Meere zu, so auch der Ewigkeit.“ Und nun lag es vor uns ausgebreitet, vom hohen Gestade schweiften unsre Blicke über die endlose Wasserfläche und unsre Herzen feierten in heiliger Rührung. Wenn sich zwei Seelen fest gelobt haben in treuem Bunde der Ewigkeit zuzugehen, da erscheint ihnen jene Trauer über die entflohenen Ideale wie kindische Ungeberdigkeit über zerbrochenes Spielzeug. Nein, kein Ideal wird dem zu Schanden, der nur sich selbst treu bleibt; wer sich selbst Wort hält, dem hält auch die Ewigkeit Wort.

Ewigkeit! O Wort von furchtbar ehernem Klange, wie mit ernstem Glockentone hast du in diesen Tagen mein Herz getroffen. Mich schreckst du nicht, aber für mein Kind zittre ich, darf ich zittern, ohne daß ein Mann mich der Schwäche zeihen darf. Es war krank, es ist noch immer krank. Unvorsichtiger Weise hat man es in den kalten Tagen auf die Straße getragen und ein scharfer Luftzug hat Brust und Lunge angegriffen. Es hustet immer fort, sein Schlaf ist unruhig; wir sprechen leise, um seine Ruhe nicht zu stören; der Arzt kommt, bekümmert wachen unsre Augen über den Liebling. O was ist aller Gram der Welt gegen Elternkummer! Wer eine reiche Jugend hinter sich hat, wer den Becher des Lebens schon halb geleert hat,

der kann wohl muthig den ernsten Schritt hinüberthun in jene Welt. Aber mit einem Kinde, mit meinem Kinde habe Erbarmen, du strenger Engel des Todes! Noch hat es kaum die Lippen an den Becher gesetzt, noch hat ihm das Glück aus den Augen der Eltern kaum zugelächelt; keine Blumen, keine Freuden noch hat es sich pflücken können, es kennt nur die, die wir ihm bringen; laß es wachsen, daß es mit freier Wahl sie sich zum Kranze winde. Nur wer gelebt hat, soll sterben; der Tod ist das Ende des Lebens, und das seine hat kaum begonnen; wie sollte, wie könnte dies schon enden? Nein, ängstige dich nicht, du lieber Engel; drei Herzen wachen an deinem Lager und wehren das drohende Schreckbild von dir ab.

In der That scheint das Kind sich seiner Krankheit und der sie begleitenden Gefahr bewußt. Zum ersten Male seit seinem Dasein streckt es beide Händchen nach uns aus, es lächelt uns mild zu, es läßt sich ruhig küssen (bisher sträubte es sich und hielt mit dem Köpfchen nicht still). Es ist überhaupt ein eigener geistiger Ausdruck in seinem Gesicht, eine Verklärung scheint darüber zu schweben. Der junge Halm hat wieder einen Knoten angesetzt.

Wunderbare Wirkung des Schmerzes! warum und wie hast du die Macht, dem Geiste so klaren Ausdruck zu geben? Ist denn der Geist, wie die Perle in der Muschel, nur ein Werk der Krankheit? Ist es wahr, was der alte Harfner sagte, daß man nur aus der Tiefe des Elends alle Schönheit des Aethers erblickt, daß nur wer die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend

ſaß, die himmliſchen Mächte kennen lernt? Eine wunderbar innige Wechſelwirkung herrſcht allerdings zwiſchen Geiſt und Materie. Die Krankheit ſtimmt die Nerven feiner, den Geiſt zarter, das Lachen der Freude dagegen, dieſe Entfaltung aller Züge des Geſichts, iſt ganz dem phyſiſchen Phänomen der Ausdehnung durch die Wärme gleich. Aber ich ſtoße mich nicht daran. Ich ſchmähe den Stoff nicht, er erfüllt das unendliche Weltall, und nur durch ihn kommt der Geiſt zur Erſcheinung. Thränen der Freude, Thränen des Schmerzes, euer Born quillt doch aus den unerforſchten Tiefen des Menſchenherzens.

Ich ſprach von dem Ernſt der Ewigkeit. Es iſt noch ein andres Wort, von ſchrecklicherem Klange: das Elend einer Familie. Der Denker, der Beobachter darf es nicht überſehen, wenn er den häuslichen Herd als den Altar hinſtellt, wo das Herz ſeine ſchönſte Andacht feiert. Mir iſt mit meinem Kinde das reinſte Glück geworden und ſelbſt an ſeinem Krankenlager finden wir noch Genuß in der zärtlichen Fürſorge für das leidende Geſchöpf. Aber wo das Elend ſich an den Herd ſetzt, da ſchneidet unſäglicher Jammer in's Mutterherz. Meine Gattin hatte etwas bei unſrer frühern Aufwartefrau zu fragen, die an einen Arbeiter verheirathet iſt. Gott! welche Noth! Fünf Kinder um das arme Weib her, von denen kaum eines, ein Knabe, ſich wirklicher Geſundheit erfreut. Ein Mädchen von zehn Jahren, das der Mutter ſchon an die Hand gehen ſollte, ſaß da mit gelähmten Füßen; neben einem andern von noch nicht zwei Jahren, in armſelige Lumpen gehüllt, lag ein Säugling von ein Paar Monaten auf dem Lager — eine Wiege iſt zu

theuer für die armen Leute —; und Alle ſchreien ſie nach Nahrung und eſſen ſich doch niemals ſatt. Was hilft mir alle Statiſtik über das maſſenhafte Elend Londons und der Fabrikdiſtricte? Ich weiß, das iſt eine alte Geſchichte und kein civiliſirtes Land (o der Schande! nur „civiliſirten Ländern" iſt dieſes Maſſenelend eigen) iſt davon frei. Es bleibt aber darum doch entſetzlich und als mir Abends bei Tiſch, da ich eben in das lächelnde Geſicht meines Kindes ſah, meine Frau die Noth erzählte, da ſaß ich wie verſteinert und wagte kaum mein Auge wieder zu meinem Töchterchen zu erheben. Was für mich die Quelle des höchſten Glückes iſt, iſt für die Armen die Quelle herzzerſchneidenden Jammers. Unwillkürlich kommen mir die ſchönen Worte der Dichterin Louiſe Otto im „Hirſchberger Thal" ins Gedächtniß: „Die Schlange iſt im Paradies und frißt am Baum des Lebens."

Die Griechen, die Allem einen künſtleriſchen Ausdruck gaben, haben den Mutterſchmerz zur Statue der Niobe verſchönt. Welches geniale Volk, das auch dem zerreißendſten Jammer noch harmoniſches Maß zu leihen wußte!

Noch immer iſt ſie krank. Eben war ſie wieder ſehr unruhig geweſen und ſchrie noch, als ich eintrat. Ich ſetze mich zu ihr, da ſtreckt ſie die Hände, halb flehend, halb koſend, nach mir aus, ich nähere mich, ſie ſtreichelt mich. Nun nehme ich ſie auf den Arm und trage ſie in der Stube herum und ſie iſt getröſtet.

Wer nicht weiß, was Vaterliebe iſt, kann das Glück nicht ermeſſen, das in dem geheimnißvollen Bunde zwiſchen

Kind und Vater ruht. Sich von dem kleinen unschuldigen Wesen so geliebt zu sehen, ihm Trost zu sein und ihm den Trost zu gewähren! Nun fühle ich mich erst als Mensch.

Aber ich frage mich auch, woher kommt dieses Seelenleben, diese Entfaltung eines selbständigen geistigen Wesens? Belehrung hat das Kind noch nicht erhalten können, da es noch nicht spricht. Und doch denkt es, fühlt es, verlangt es mit individueller Klarheit, ganz wie ein Erwachsener. Es hat sich nach und nach an uns gewöhnt; von wo es Befriedigung seiner Bedürfnisse erhalten hat, da sucht es sie mit nun stärkeren Sinnen von selbst auf; aber doch erklärt mir das nichts. Ich kann nur das Phänomen der geistigen Entwicklung constatiren, erklären nicht.

Wenn mein Kind seit einiger Zeit schon zu Allem, mit Allem, was es in die Hand nimmt oder in's Auge faßt, plaudert, so will es sich mit den Gegenständen verständigen; wir thun nichts oder wenig hinzu, selbständig ist seine Beschäftigung mit der Außenwelt, dergestalt, daß es uns ganz vergißt, wenn es grade mit einem Dinge hantirt, und unser Rufen nicht hört. Der Geist sprudelt eben über; wer will den Quell mit den Armen aufhalten?

Auch die Hauptaffekte des Menschen sind schon in dem Kinde wach: die Ungeduld und ihr häßlicher Begleiter, der Zorn, das Behagen im Mutterarm und die klare Freude an Liebkosungen, der Verdruß, wenn nicht *Alles nach* seinem Wunsche geht, die Furcht, der wir so

wenig als möglich Nahrung geben, alles dies läßt sich so deutlich an ihm erkennen, als wenn es sich in Worten ausspräche. Und wir sitzen da und schauen dem Wunder zu, das vor uns aufblüht, und können nichts thun als uns freuen und dem Gott des Lebens danken für das schöne Leben.

Das Wetter verzieht sich nach und nach, der Himmel heitert sich wieder auf, ihre Augen gewinnen die frühere Klarheit wieder, sie genest. Eine der Zerstreuungen, die ihr die Frauen während der Stubenhaft bereiteten, war, daß sie ihr vor einem Bilderbogen die Geschichte davon, eine Idylle von freundlicher Melodie, vorsangen. Sie horchte nicht nur aufmerksam zu, sondern beobachtete auch ebenso aufmerksam die gemalten Figuren. Das war eine Zeit lang so fortgegangen. Da sitzt sie einmal, fern von dem Bilde, auf dem Schooße der Mutter, die ihr wieder das Lied vorsingt; kaum hat sie die zwei ersten Zeilen vernommen, so beugt sie ihr Köpfchen vor und guckt nach dem Bilde. Sie hatte also den Bezug des Liedes auf das Bild nach und nach verstanden, ihr Gedächtniß hatte es sich gemerkt. Was uns daran freudig überraschte, war die Selbständigkeit, die ihre geistige Thätigkeit entwickelte. Und in wenigen Tagen zählt sie erst acht Monate! Von Schulung ist noch keine Rede; vor acht Monaten war das kleine Wesen noch ein Wurm und jetzt entfaltet es in aller Freiheit schon die volle geistige Kraft. Nein, nichts irrt mich; der Geist ist so selbständig wie der Stoff.

Es folgt nun auch, wenigstens ahmt es nach. An dem Hornstiel, der die Puppe trägt, ist eine Pfeife. Wir

haben ihm oft ſchon darauf etwas vorgepfiffen, aber niemals noch hat es das Spiel uns nachgemacht. Jetzt nimmt es die Pfeife, wenn wir ſie weggelegt haben, von ſelbſt auf und bläſt hinein, bis es richtig einen Ton hervorbringt.

Ja, ſollte man's glauben? Als man ihm wieder ſein Lied vorſingt, ſingt es wirklich ein Paar Noten nach. Immer enger wächſt es mit uns, mit der menſchlichen Geſellſchaft zuſammen.

---

16. Januar. Wie ſoll ich's beſchreiben? wie ſoll ich's ſagen? Wer, dem noch kein liebes Kind erwachſen iſt, fühlt die Freude, die wir heute gehabt haben? Und warum iſt dies Ereigniß eigentlich ein Familienfeſt? Warum läuft man ſofort zu Freunden und Verwandten, um es laut und jubelnd anzukündigen? Warum beſchenkt man die Amme, die uns die frohe Botſchaft überbringt? Ich weiß es wahrhaftig nicht. Zwar wird dadurch erſt der Körper vollſtändig, zwar — aber wovon iſt denn nur die Rede? fragt der unwiſſende Junggeſell, der mir mit offenem Munde zuhört. Wovon? nun von dem — aber das Mutterauge, das dieſe Zeilen lieſt, hat es ſchon längſt herausgeleſen; hat die Glückliche nicht vor Freuden aufgeſchrieen, als ſie überraſcht in ſüßem Schrecken den erſten Zahn im Munde ihres Kindes erblickt hat? Ja, heute iſt der erſte Zahn im Munde unſers Töchterchens zum Vorſchein gekommen! Er war vielleicht ſchon geſtern durchgebrochen, als wir das Zahnfleiſch bluten ſahen, aber erſt heute iſt er uns ſichtbar geworden, und als es uns die Tante mit einem Freudenſchrei verkündete, da

war es ein Fest im Hause, daß die Lust und der Lärm kein Ende nehmen wollten. Aber, ich frage noch einmal, warum eigentlich? Freilich nun erst erhält das Gesicht seine feste Rundung; nun erst wird das kleine Wesen fähig, kräftigere Nahrung zu genießen, und nun erst ist sein Sprachorgan vollständig; das letztere namentlich ist von nicht genug zu erwägender Wichtigkeit, denn durch die Sprache erst offenbart sich der Geist, wird das Kind zum Menschen. Aber wer denkt in diesem Augenblicke an alles dies? Doch eben weil Niemand daran denkt, will ich es betonen und in's Gedächtniß rufen: mit den Zähnen vervollständigt sich das Werkzeug des Geistes, das Sprachorgan, durch sie wird das Kind der menschlichen Bildung fähig, und darum ist der Tag, wo der erste Zahn erscheint, ein schönes Familienfest und die Freude über dieses Ereigniß eine so echt menschliche.

Uebrigens beobachte ich fortwährend die wachsende Mannigfaltigkeit der Laute, die jetzt das kleine Wesen hervorbringt. Unter den Consonanten hat sie schon, ohne sie jedoch regelmäßig zu wiederholen, das F, M, und vorübergehend das P und T, in Verbindung auch Gl ausgesprochen; die Grundvokale unsrer deutschen Sprache a, i, u hat sie ebenfalls vernehmen lassen, aber noch nicht die gedämpfteren Nebenvokale e und o. Jetzt nimmt sie minutenlang zwei Lautspiele vor, bald bläst sie in Einem fort, bald zischt sie. Die Folge davon ist die Bildung des w und des s. Offenbar übt sie sich Laute hervorzubrigen; sie stimmt ihr Organ wie der Musiker sein Instrument.

Dieſe Uebung mag inſtinktmäßig d. h. hervorgelockt durch das natürliche Spiel von Zunge, Hauch und Lippe vor ſich gehen, bei einer andern Uebung hat ſie ſelbſtändigen Willen gezeigt. Wir geben ihr bei Tiſche oft einen Apfel zum Spielen auf den Teller, damit ſie uns ruhig eſſen läßt — übrigens hat ſie einen ungemeinen Appetit danach, läßt alles andere liegen und ſchreit nach einem Apfelſchnitt, ſobald ſie uns einen ſchälen ſieht; faſt möchte ich wirklich an Eva's Lüſternheit im Paradieſe wie an ein wirkliches Ereigniß glauben, denn dieſes Verlangen des Mädchens nach dem Apfel ſieht ganz wie eine angeerbte Schwäche, wie eine „Erbſünde" aus. — Nun, heute Abend hatte ich ſie beim Nachtiſch auf dem Schooße und ließ ſie mit dem Apfel ſpielen; ſonſt ſchiebt und rollt ſie ihn hin und her, ihr kleines Händchen kann die große Kugel noch nicht faſſen. Heute aber — der Apfel war wohl etwas kleiner — bemüht ſie ſich ſichtbar ihn feſtzuhalten und in die Höhe zu heben, noch iſt ihre Kraft zu ſchwach für dieſe Laſt und der Apfel entgleitet ihr oft, aber ſie läßt ſich die Mühe nicht verdrießen, ſie verſucht es immer wieder auf's Neue und als ſie endlich die Schwierigkeit beſiegt hat und den Apfel frei in der Hand hält, betrachtet ſie ihn eine Zeit lang mit einem herzigen Lächeln, das ihre Freude über das Gelingen ihrer Anſtrengung ausdrückt.

Ja freue dich, mein Kind; du haſt Ausdauer gezeigt und mit immer neu angeſtrengter Kraft über die Schwierigkeit triumphirt, deiner Arbeit iſt ihr Lohn geworden. Laß dir das eine Lehre ſein für dein ganzes Leben; möge dich nichts, weder Mühe noch Gefahr, von deiner Arbeit, von der Erfüllung deiner Pflicht ab-

halten. Die Mühen des Kampfes begleitet das süße stolze Gefühl unsrer Kraft und diese wächst, wofern du nur Ausdauer zeigst, im selben Maße als jene abnehmen, bis sie endlich vor deiner Ueberlegenheit erliegen. Dann verklärt das Lächeln des Sieges dein Antlitz und auf den Kampf folgt die erquickende Ruhe. Denn nur nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Unser ganzes Leben aber ist ein steter Kampf, eine unablässige Arbeit; darum wappne dich, mein Kind, bei deinem Eintritt in das Leben mit Ernst und Ausdauer, übe früh und immerfort deine Kraft, damit dir keine Arbeit zu sauer, keine Pflicht zu schwer wird. Ein schlechtes Leben nimmt ein schlechtes Ende; wer aber gut gelebt hat, der blickt einst mit freudigem Lächeln auf seine Laufbahn zurück. War ihm das Leben rauh gewesen, so darf er sich mit stolzem Bewußtsein sagen: ich war größer als mein Schicksal! Und hat ihn das Glück aus seinem Füllhorn mit Gaben überschüttet, so darf er zu dem Glücke sagen: ich bin dir ebenbürtig! Und wenn er sich dann niederlegt zur ewigen Ruhe und seine Züge zu starr werden, um noch lächeln zu können, dann wird ihm die Siegesfreude aus den Thränen entgegenblinken, die seine trauernden Ueberlebenden an seinem Lager weinen, und der Kranz, mit dem sie seinen Sarg schmücken, ist dann sein Erndtekranz.

Eine alte Scene erneuert sich wieder. Die Tante hatte die Kleine auf dem Schooße, diese ließ die Puppe fallen, mit der sie spielte. Da sagt die Tante zu ihr: „Garstiges Kind, was machst du da?“ und giebt ihr einen kleinen Schlag auf die Hand, aber einen Schlag,

der nur ein Wink war. Sofort fängt das Kind an zu weinen. Es begreift alſo, daß es etwas Unrechtes gethan hat; es fühlt wenigſtens, daß man nicht zufrieden mit ihm war. Wie aber geht die Ideenverbindung in ſeinem zarten Köpfchen vor ſich, da es doch unmöglich jedes Wort der Rede ſchon verſteht? Das iſt eben das Geheimniß des geiſtigen Lebens, dem ich nachſpüre.

Hier war ein Anſtoß gegeben; aber bald darauf zeigt ſich dieſes Leben ſelbſtändig. Wir ſaßen bei Tiſch; ich, in Gedanken vertieft, hatte mich umgedreht und ſchaute in eine Ecke. Da wurde die Kleine, die mir gegenüber ſaß und gewohnt war mir in's Auge zu ſehn, nach und nach laut, ſie brach in Schreie aus, die alle Betonung eines Rufes hatten und beruhigte ſich nicht eher, als bis ich mich wieder umkehrte und ſie anſah. Da lächelte ſie mir zu. Sie hatte mich ſehen *wollen*. Es iſt ein bedeutender Schritt vorwärts, wenn der *Wille* den Menſchen beſtimmt.

Dabei beſinne ich mich, daß ſie ſchon angefangen hat, ſich an die Perſonen zu feſſeln, ſie zu unterſcheiden. Nach den Dienſten, die ſie von einem Jeden erhält, ſchließt ſie natürlich auf die Stellung, die man zu ihr einnimmt. Es iſt z. B. eine ganz eigene Art, mit der ſie dem Dienſtmädchen begegnet. Im Anfang iſt Alles nur Gewohnheit, aber ſie wird ſich des Einzelnen doch allmälig bewußt. Es iſt wie der Frühnebel, der alle Gegenſtände verhüllt und aus dem ſie nach und nach hervortreten.

Da der Wille erwacht ist, so muß ihm auch ein Ziel gesetzt werden, damit er sich üben kann. Wir bemerkten, daß unser Kind, das im Laufkorbe stand, nach einem bunten Stoffe Lust hatte; wir hielten ihm denselben vor, und ließen es danach laufen. (Sein Laufen ist in der Regel noch ein Vorwärtsschieben). Es mußte ein Paar Mal die kleine Anstrengung machen, ehe es das Begehrte erhielt.

Halb war es ein Kinderspiel und doch liegt darin ein Abbild des ganzen Menschenlebens. Wir Alle sind nur große Kinder und laufen nach lockenden Zielen.

Sie fängt an die einzelnen Kräfte vereinigt zu üben; sie singt und ballt dabei die Hand im Takte.

Bei der Bildung der Sprache ist noch eine andere geheimnißvolle Macht thätig, die von uns ausgeht. Man spricht zu ihr, sie versteht noch nichts und doch spricht man, als ob sie es verstände; gerade durch diesen unsern festen Glauben prägt sich unser Wort mit seinem Sinn in ihren Geist ein.

Wie sie nach und nach sich in die Familie hineinfühlt, hineinlebt! Man führt sie gängelnd zu mir an die Thüre, sie thut es halb ernst lächelnd, sich des Zieles bewußt, und als sie ankommt und ich sie auf den Arm nehme, drückt sich in ihren Zügen die Zufriedenheit mit sich aus.

Sie warf bei Tisch die eingemachten Früchte um, da wurde sie roth. War es aus Schreck? Doch war

ihr Blick mehr verlegen. Fühlte sie, daß sie einen Verstoß begangen hatte? Fühlt sie es von selbst, ohne daß Jemand ihr eine Andeutung von dem Unpassenden gegeben hat, so ist dies eben in Folge einer geistigen Thätigkeit; etwas Ursprüngliches, Selbständiges hat sich in ihr offenbart.

Es war das erste Erröthen. Sokrates nannte es die Farbe der Tugend, auch als der Farbe der Reue bleibt es dies.

Holde Röthe der Schamhaftigkeit und Sittsamkeit, blühe immer auf den Wangen meiner geliebten Tochter; laß dich nie durch deine ernstere Schwester vertreten!

Sie wurde heute über den kleinen Vorsaal weg bis in's Cabinet zu mir geleitet; innerhalb der engen Wohnung macht sie ihre erste Wanderung, wie jeder Mensch. Wer, der später die ganze Welt durchreist, denkt noch daran? Aber der zärtlich sorgende Blick des Vaters durchmißt schon im Geiste die ganze Lebenswanderung seines Kindes.

Ich war verdrießlich; da ruft sie, mit der Absicht mich aus der üblen Stimmung aufzuwecken, ein gellendes He!, das erste e, das ich von ihr vernahm; sie schien ungeduldig, von mir vernachlässigt zu sein, griff nach mir und zupfte mich. Das Kind will nur lieben und geliebt werden.

Und wir? man betrachtet sie und wird nicht satt sie hantiren zu sehn.

Gefühlvoll und theilnehmend ist das kindliche Alter. Sie weint und schluchzt, weil sie ein andres Kind weinen hört; sie will nicht, daß Andern weh geschehe.

Der Grübler sagt es, aber wo wird eine Mutter es zugeben, daß das Kind böse zur Welt kommt?

Es ist ein schöner Februartag, die Mutter ist mit ihr auf die Promenade gegangen, auf einer Bank ruht sie aus und läßt das Kind vor sich nieder. Zum ersten Mal spielt dies auf dem Boden mit dem Sande, es nimmt Besitz von der Erde!

Es zeigt sich nun in ihr eine immer wachsende Fülle von Bewegung, das Gefühl wird immer reger, das Verständniß immer lebhafter. Sie versteht immer, wenn man sie tadelt, auch wenn der Ton nicht hart ist. Diese Thätigkeit ihres Geistes, noch ehe sie selbst spricht, hat etwas Geheimnißvolles; ich erschrecke fast darüber: ein unbekannter, unbegreiflicher Geist, ein Geist im Sinne des Aberglaubens, der aber doch nur der Geist an sich ist, sitzt mit uns bei Tische, belauscht uns, versteht uns und sagt doch nicht, was in ihm vorgeht.

Die Mutter sagt zu ihr, da sie die grünen Salatblätter in den Mund nimmt: „du mußt das nicht thun, Papa will es nicht.“ Bei diesem Worte sieht mich das Kind an; man ist wie erschrocken, noch Niemand hat ihr das Wort mit Bedeutung ausgesprochen, es ihr verständlich zu machen gesucht, und doch ist es ihr klar. Wir wollen uns der Sache vergewissern und die Mutter wiederholt das Wort mit Betonung, ohne mich aber

anzusehn: „Sieh 'mal hin zu Papa, du wirst sehen, daß er es nicht will.“ Sofort sieht sie wieder zu mir her, und ebenso als die Tante sie dann wieder fragt: „Wo ist Papa?“ Es ist das erste Wort, von dem sie zu verstehen giebt, daß sie es verstanden hat. Ich bin beglückt und lächle sie fröhlich an.

Das volle Verständniß wird aber darum bald gewünscht, weil man hofft, daß der „Verstand“ alsdann die Affekte beherrscht und zügelt. So wollte sie heute das Fläschchen haben; es zerbrach, man konnte es ihr nicht geben und nun schrie sie.

So geht es in einem verwandten Falle auch den Erwachsenen; kommen sie in ein fremdes Land, dessen Sprache sie nicht vollständig verstehen, so giebt es oft Scenen der Ungeduld oder des Streites, weil das gegenseitige Verständniß fehlt; nur aus diesem entsteht die Verständigung und Eintracht.

Sie war heute Abend sehr munter gewesen, dann hatte sie sich auf dem Schooß der Tante von der Mutter und mir necken lassen; das gefiel ihr, sie fing an mich wieder zu necken und sah sich von Zeit zu Zeit nach mir um, damit ich wieder anfinge, endlich wurde sie müde, sie sah sich wieder um, da sagten die Frauen: „Jetzt sagt sie zu ihrem Köpfchen für sich: es ist zum letzten Mal.“ Gewiß errieth sie und dachte sie sich die Worte, sie sah sich nicht wieder um.

Noch küßt sie uns nicht selbst, läßt sich nur küssen, aber sie meint es schon gut, öffnet den Mund und reicht uns die lieblichen Lippen.

Nein, es ist keine Koketterie, es ist Geschmack am Schönen. Man probirt ihr das weiße Kleid an, sie sieht sich im Spiegel und bricht in ein leises sanftes Ah! der Bewunderung aus. Warum gefällt es ihr eben im Salon? Weil die schöneren Möbel, die Gemälde ihren Schönheitssinn reizen.

Der Geschmack ist natürlich; darum soll man ihn in den Kindern nicht durch Zerrbilder und Ungethüme verderben. Nur Erwachsene haben einen „verdorbenen" Geschmack, nicht das natürliche Kind.

Eine Taube hatte sich einmal an unser Fenster verirrt; sie hatte sie gesehen und uns davon sprechen hören, unter uns, nicht zu ihr. Da fragt man sie heute, wo die Tauben sind und ruft: „Täubchen! Täubchen!" Sofort dreht sie den Kopf nach dem Fenster. Sie achtet also auf das Gespräch der Andern und faßt es auf.

Daß neulich nicht Koketterie sie erfüllte, sahen wir heute, als man die Toilette zu einer Abendgesellschaft bereitete. Sie hatte nur ein stetes Ah! und es war doch nicht ihr Anzug, aber sie unterschied mit Geschmack, mit Wohlgefallen am Schönen.

Das Schönheitsgefühl wird viel zu wenig gepflegt und beachtet, es fördert die sittliche Bildung oft mehr als pedantische Moral und Predigt und sollte daher als ein mächtiger Hebel zur Erziehung benutzt werden. Der

sogenannte Anschauungsunterricht nimmt einige Rücksicht darauf, aber im Allgemeinen geschieht es noch sehr oberflächlich. Die ästhetische Erziehung, wie Schiller sie nannte, sollte mit der ethischen zusammenfallen. Auf der Stirn des „schönen Menschen", wie ihn die Griechen in ihren Göttergebilden darstellten, lacht auch der sittliche Adel.

Sie wird geselliger, menschlicher (Aristoteles nennt ja den Menschen ein geselliges Thier). Bisher ist sie despotisch selbständig gewesen, alle Beziehungen zur Außenwelt existirten nur ihretwegen, sie begriff noch nicht das Wechselseitige des Lebens. „Ich bin, ich lebe", war ihr Gedanke; jetzt ruft sie uns und freut sich der Gegenseitigkeit.

Der Anblick dieses jungen vollkräftigen Lebens, das keinen andern Genuß kennt als die Freude am Leben selbst, erfrischt das mürrischeste lebenssatteste Gemüth. Ich war verstimmt durch mancherlei Last und Enttäuschung, ärgerlich durch mancherlei Widerwärtigkeit; bei dem Anschauen dieser blühenden, jubelnden, tobenden Kinderlust vergaß ich Alles und badete meine Seele in dem frischen unerschöpflichen Lebensstrom, der ohne Quell und ohne Mündung uns Alle trägt.

Was ist das Kind? Nun es da ist, ist es als wäre es immer dagewesen, und vor einem Jahre war noch Nichts. Man kann sich nicht denken, daß es nicht sei, es ist unwiderruflich mit dem Leben verwachsen; Nichts kann bewirken, daß es in das Nichtsein verschwinde. Es

lebt, und ſein Daſein iſt für die Ewigkeit in das Buch des Lebens geſchrieben. Wunderbares Räthſel, Kinderauge, aus dem uns ein denkendes Weſen, eine Seele anſpricht, was biſt du?

Du biſt ein Stern mehr unter den unzähligen, die dem unverſiegbaren Quell des Lebens entſpringen, die dem „Pilger nach dem Markſtein der Schöpfung“ im Weltall auftauchen; vor ihm wie hinter ihm unendliche Fülle; Weltſyſteme und Nationen ſind nur Fluthen im Bach, die dem Wandrer durch die Ewigkeit nachſtrudeln. Wie die Myriaden hinter uns, wie die einſt noch aufleuchtenden, biſt auch du, mein Kind, mit deiner Augen ſchönem Doppelſtern plötzlich in der Welt erſchienen und durchleuchteſt die Unendlichkeit mit deinen Blicken, wie ſie der Stern durchleuchtet mit ſeinen Strahlen.

So eben haben wir wieder in aller Demuth gelernt, daß wir von den Kindern zu lernen haben. Wie belehren ſie uns über das richtige Maß! Um ihr einen Spaß zu machen, ſetzten wir uns Krebsnaſen auf, ſie aber hatte Furcht vor dieſer Entſtellung und weinte; ſie liebt das Häßliche nicht.

Warum giebt man den Kindern Carrikaturen zu Spielzeugen? Man verletzt oder verdirbt ihren Geſchmack; ſie lieben nur das Schöne und Natürliche. Die Kinder ſind nie kindiſch, nur wir ſind es.

Die Luſt, das Leben eines Kindes zu ſehen, wird durch neue Bilder in mir genährt. Sie ſpielt mit Kugeln, man läßt ſie vor ihr auf dem Boden rollen,

ſie macht es nach und läßt ſie fallen, ſtatt wie andre Sachen in den Mund zu nehmen.

Sie tanzt auf dem Arme des Kindermädchens; man macht plaſtiſche Bewegungen mit gehobenem Arm; ſie ahmt ſie ungeheißen nach.

Ich glaube, es giebt kein Kind, in dem der Schönheitsſinn nicht rege iſt, in dem nicht eine Künſtlernatur verborgen liegt. Alle Kinder ſind mehr oder minder genialer Natur. Wer ſie nur immer ſo früh ſchon recht zu pflegen wüßte! Die Schule kommt für die Vernachläſſigten ein wenig ſpät nachgehinkt, für Manche zu ſpät.

Heute hat ſie den erſten Teller zerbrochen, indem ſie ihn vom Tiſche warf. Das war eine Luſt! Oder glaubt ihr etwa, man wäre böſe darüber geworden? Nein, gelacht haben wir aus vollem Herzen. Und iſt nicht, was mein iſt, auch ihr? „Mein Dutzend hat nur elf", ſagte der glückliche Gatte der „Frau Profeſſorin" (in Auerbach's Novelle), als er ſich zum erſten Mal in ſeiner neuen Haushaltung zu Tiſche ſetzte.

Iſt aber der Zerſtörungstrieb der Kinder nicht auch ein Naturgeſetz des Fortſchritts und des Lebens, wofern er nur nicht ausartet? Sie wollen neu bauen, weiter bilden.

Sie hat ſchon das Kindermädchen angerufen, wenn daſſelbe früh zu ihr in's Zimmer trat. Heute früh ſagte die Tante zu ihr: „Rufe doch die Mama!" Bei der zweiten Aufmunterung giebt ſie, die ſonſt beim Erwachen laut ſchreit, einen leiſen Ruf von ſich. Sie hat es dann auf die Aufmunterung mehrmals wiederholt.

Ehe sie Worte sprechen lernt, lernt sie Eigennamen. Aber sind nicht für Kinder und noch kindliche Völker Eigennamen und Hauptwörter Eins? Ein Kind vom Elbufer fragt wohl einen Fremden: „habt ihr auch eine Elbe (d. h. Strom)?“

Ein allerliebstes Begegnen. Auf der Straße erkennt sie ein dreijähriger Knabe wieder, der mit ihr auf der Promenade gespielt und sie in kindlicher Freude geküßt hat. „Mutter, sie ist's!“ ruft er fröhlich aus.

Also, man hat Freude an dir, du kleines Ding! das freut auch deine Eltern. So sieht man aber auch schon das neue Geschlecht heranwachsen, das uns künftig vertreten, verdrängen wird.

Heute nach monatelanger Unterbrechung hat sie wieder ganz unwillkürlich einen kleinen Satz von mir nachgeplaudert.

Ich vergleiche den Gang der Natur mit der Ausbildung des Kindes in der Schule, wie sie heutzutage fast überall gepflegt wird. Wie langsam, wie besonnen geht die Entwicklung in der Natur vor sich; wie lange währt es, ehe das Kind die Laute bilden, ehe es nun gar sprechen lernt! Wie hastig, wie maßlos verfährt dagegen, in den höheren Schulen, der Unterricht. In aller Eile sucht man das junge, selbst noch in der Ausbildung begriffene Gehirn mit allerlei Kenntnissen vollzustopfen, deren Tragweite die unerfahrene Jugend noch nicht ermißt. Wie man lernen soll, das zu lehren ist die Hauptsache, ist das Fundament des Unterrichts; die Zahl der Kenntnisse zu vermehren wird dem Reiferen, dem Erwachsenen leichter als dem jungen Schüler, der vielleicht in der Studirstube versiecht, ohne am Sonnen-

untergang ſich erquickt zu haben, und der vielleicht erſt gegen Mitternacht erſchöpft ſich in's Bett legt, ohne einen erhebenden Blick zum Sternengewölbe geworfen zu haben. Treibhauspflanzen erziehen die Schulen neben den friſchen Roſen und Eichen im großen Garten der Natur.

Und wieviel betragen zuletzt dieſe Kenntniſſe, denen zu Liebe das Wachsthum der Jugend geopfert worden iſt, neben der Summe alles deſſen, was zu erlernen wäre? Im Grunde doch nur wenige Pfennige neben den Schätzen geſunder Lebensbildung und Erfahrung. Nehmt die berühmteſten Gelehrten, die in den Specialfächern der Wiſſenſchaft glänzen; außerhalb ihrer Specialität ſind ſie oft äußerſt unwiſſend.

Man hat in neuerer Zeit verſucht wieder in die Spuren der Natur einzulenken, mit dieſer Abſicht ſuchte ſich Fröbel der Kinderwelt zu bemächtigen; aber im Allgemeinen hat man ſich von den großen Grundſätzen des vorigen Jahrhunderts weit entfernt, iſt auf ſchlimme Abwege der Pedanterie und der Unnatur gerathen, und was das Schlimmſte iſt, nicht nur das Geſchlecht der Knaben iſt gefährdet, ſondern auch das der Mädchen. Die Dictirwuth mancher Penſionate iſt ungeheuer.

Die treuen Töchter der frommen Natur ſollen die Frauen bleiben! Schiller's Worte werden zu wenig beherzigt. Dieſe Unnatur droht auch meinem Kinde Gefahr und darum erhebe ich meine Stimme.

Sie iſt wieder krank, liegt im Fieber, ernſter als vorher. Neue Angſt bewegt unſre Herzen. Du, Junggeſell, ſcheuſt zurück vor den Sorgen und Mühen des Familienvaters und doch, wenn du einmal dieſen Namen

führt, wie hängt deine Seele an dem Kinde, wie zitterst du bei dem Gedanken, es zu verlieren!

Ich bemerke wieder, daß die Krankheit ihr geistiges Wesen (der Realist wird sagen: ihr Nervensystem) seiner stimmt: sie ist empfindsam wie eine Sensitive, sie bricht von selbst in artikulirte Laute aus, als wollte sie sprechen, ja sie antwortet jetzt. Wenn man sonst z. B. zu ihr sagte: „rufe die Mutter", so sprach sie dieselben Worte nur nach, freilich in gebrochenen Lauten. Jetzt redet sie die Aufforderung nicht mehr nach, sondern sie nennt nur den Namen der Mutter, und wenn auch die Consonanten nicht deutlich sind, so spricht sie doch die Vokale des Namens deutlich aus.

Es ist das Zahnfieber, dasselbe entwickelt oder begleitet ja auch die Bildung der Sprachwerkzeuge.

Ich habe ein schönes Wort vernommen, Gott vergelte dir's, gutes Mädchen! Unter dem Schlafzimmer der Tante, die unser krankes Kind bei sich hat, schläft Fräulein J., ein holdes anmuthiges Wesen von vortrefflichem Herzen. Dem armen Mädchen wird oft der Schlaf durch das Schreien der Kleinen verdorben, heute sagte sie zu einer Dame im Hause: „das kleine Kind hindert mich gar oft in der Nacht am Schlafen, aber ich beklage mich nicht, denn die Dame, die sie wartet, ist noch viel mehr zu beklagen."

Wäre meine Frau nicht krank, sie hätte dich geküßt. Aber Gott wird dir das gute Wort vergelten.

Gott! Der Name drängt sich mir unwillkürlich wieder auf, jetzt, wo der Streit um Stoff und Geist,

der in Deutschland zu verlöschen beginnt, in Frankreich wieder aufgenommen wird. Ich spreche nicht zu den Gläubigen, welcher Religion, welchem Bekenntnisse sie angehören mögen; für sie ist kein Zweifel. Ich kann auch darum nicht zu ihnen sprechen, weil sie über das Wesen der Gottheit verschieden denken und ich auf ihren Streit nicht eingehen will. Ich spreche nur zu denen, die wie die französischen Positivisten, nur das mathematisch Definirbare annehmen, die alles Phänomen des Lebens auf Kraft und Stoff zurückführen. Warum ich an diesem Namen festhalte, den sie über Bord werfen, da es für sie nur ein Name ist? Weil er das allumfassendste Wort ist und mir wie ein Ideal vorschwebt, dem ich nachstrebe. Ich sehe die Unendlichkeit des Weltstoffs und habe einen Namen dafür; ich erkenne aber auch das Fragmentarische des geistigen Lebens, das mir nur in einzelnen Individuen erscheint, die als Bruchstücke den vollkommenen Geist nur unvollkommen bekunden. Die Vollkommenheit des Geistes nenne ich Gott. Und wenn der Weltstoff sich sichtbar unendlich vor mir ausdehnt, so sollte ich an der Wirklichkeit des vollkommensten Geistes zweifeln? Das wäre blöde Thorheit.

Ihr nennt es mystisch, wie das mystische Wesen der Seele, von der eure Gegner keine feste Definition zu geben wissen und die ihr nur eine Abstraction der Gehirnsthätigkeit nennt. Ich leugne nicht, daß ich darin etwas Geheimnißvolles noch ahne. Aber habt ihr selbst schon den tiefsten Grund, den faßbaren Kern des Welträthsels unwiderlegbar erforscht? Nein! Eben darum halte ich mich an das Wort, das mir sagt: Du weißt noch nicht Alles, strebe weiter, strebe der Vervollkommnung nach.

Uebrigens kam kürzlich in Paris bei dieſem Streit das Wort „Seele“ den angegriffenen Medicinern ebenfalls unwillkürlich auf die Lippen. Was iſt die Seele? Unſere deutſche Sprache hat eben nur ein Bild gegeben; Saiwala, das bewegte Meer, ganz wie die Worte Muth, θυμός, animus, auch im Grunde nur Bewegung bedeuten. Aber als Ich, als Individualität gewinnt die Seele Körper und ſichtbare Exiſtenz.

Eine Erinnerung aus meiner Studienzeit. Ludwig Feuerbach ſchrieb in Bruckberg am 28. Januar 1842: die Sprache iſt das Kriterium, wie hoch oder wie niedrig der Grad der Bildung der Menſchheit ſei. Der Name Gottes iſt nur der Name deſſen, was dem Menſchen für die höchſte Kraft, das höchſte Weſen, d. h. für das höchſte Gefühl, den höchſten Gedanken gilt.

Er ſagte ferner allerdings: „die Philoſophie muß ſich wieder mit der Naturwiſſenſchaft verbinden“, aber er fügte ſofort hinzu: „die Naturwiſſenſchaft muß ſich mit der Philoſophie verbinden.“ Der Gedanke, der Geiſt muß die Wiſſenſchaft der Materie durchdringen und leiten. „Ich denke, folglich bin ich“, ſagte der Begründer der modernen Wiſſenſchaft.

Von dieſem Gedanken beſeelt, wählte ich beim Eintritt meines Kindes in die Geſellſchaft als ſeine Zeugen einen Landſchaftsmaler und einen Profeſſor der Philoſophie. Die beiden höchſten Offenbarungen des göttlichen Genius, die Kunſt und der Gedanke, ſchwebten ſegnend über deiner Wiege, meine Tochter, ſei immer ihre fromme, reine Prieſterin!

Ich lege das heilige Wort „Gott“ als die Perle aller menſchlichen Sprache auf die Lippen meines Kindes, daß es auf den Grund ſeines Herzens falle und ſein Weſen durchgeiſte. Es iſt weder ein heidniſches noch ein chriſtliches Wort, es gehört keiner der Religionen beſonders an, es iſt ein echt menſchliches Wort. Der Apoſtel Paulus hat es dem vorchriſtlichen griechiſchen Dichter entlehnt, der es vielleicht von einem alten Inder überkommen hatte, und es wird fortleben mit der Menſchheit und immer reiner, glänzender und klarer uns vorleuchten auf der Bahn der Weltgeſchichte. Das um die Wiege der Menſchheit geflüſtert hat, es iſt der Spruch des Lebens und der ewigen Wahrheit: denn in ihm leben, weben und ſind wir.

Ein Freund ſchreibt mir von dem Tode ſeiner Schweſter; am ſelben Tage hatte ich einen Freund begraben, der Freunde viele habe ich ſchon in's Grab ſinken ſehen; der Tod hält reiche Erndte um mich. Da ſtehe ich am Bett meines Kindes, das wieder geneſt, und ſinge den Hymnus des ewigen Lebens. Nur für den einſam Lebenden hat der Tod Schrecken, auf dem Herde der Familie loht die Flamme des Lebens. Und wenn auch das Licht meiner Augen verliſcht, ich bin nicht todt. In meinem Kinde lebe ich fort, lebe ich fort.

Daß ſie mich nicht vergißt, habe ich eben erfahren. Ich war verreiſt, man frug ſie: wo iſt Papa? Da ſah ſie ſich um und ſuchte mich mit bangem Ausdruck im Geſicht.

Wie der Vater den Kindern etwas mitbringt, so hat sie mich diesmal mit einer Freude überrascht, sie hatte bei meiner Rückkehr einen Zahn mehr. Auch zeigen ihre Sprechversuche nicht nur mehr Fertigkeit, sie wiederholt auch hartnäckig bestimmte Laute; scherzweis ihr vorgesprochene Sylben behält sie im Gedächtniß und spricht sie nach einiger Zeit von selbst wieder nach.

Das Saugfläschchen hat sie schon gelassen und trinkt aus Tasse und Glas. Heute nun zum ersten Mal nimmt sie den kleinen Kaffeelöffel beim Essen an, um ihre Bratenbrühe zum Munde zu führen. Freilich verfällt sie dann wieder in ihre alte Gewohnheit, sich der Hände zu bedienen, wie einst die Freier der Penelope. Ja, so langsam ist der Fortschritt der Menschheit. Für das Kind ist es eine Unreinlichkeit, von der man dasselbe zu entwöhnen sucht, und wie lange, lange haben die Helden der Geschichte weder Löffel noch Gabel gekannt!

Sie wirft jetzt Kußhändchen. Das ist ihr anerzogen worden. Zuerst gewöhnte man sie durch das Beispiel und dann durch Führung ihrer Hand, jetzt hat sie es begriffen und thut es auf das bloße Wort; doch ist sie nicht immer bei Laune, zumal wenn ihre Aufmerksamkeit durch andere Gegenstände gefesselt ist.

Wie könnte es auch anders sein! Ehe der Mensch sich einzufriedigen vermag, ehe die traute Häuslichkeit ihn fesselt, will er die Welt durchschweifen, und in verwandtem Verhältniß sagt Schiller: Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück. So will auch das Kind

erſt Alles kennen lernen, ehe es ſich liebend wieder auf die nächſte, traute Umgebung beſchränkt.

Ich ergänze hier eine frühere Bemerkung, wonach der Eifer Kenntniſſe zu erwerben, zu gering angeſchlagen ſchien. Reichthum an Kenntniſſen adelt den Menſchen, durch die Erkenntniß der Welt tritt der Menſch Gott näher. Nur das voreilige, zu haſtige Ueberfüllen der Jugend mit Unterrichtsſtoff, das auf Koſten der übrigen Theile des Organismus geſchieht, dies iſt zu verwerfen.

Aber der Beſitz von Kenntniſſen allein iſt auch nicht das Ziel, das der Menſch ſich zu ſtellen hat. Abgeſehen davon, daß auch der Gelehrteſte immer ein Halbwiſſer bleibt — denn unſer Wiſſen iſt Stückwerk —, iſt die größte Gelehrſamkeit nur todtes Geſtein, wenn die ſittliche Kraft ſie nicht verwerthet, wenn das Genie ſie nicht zu künſtleriſchem Schmuck umgeſtaltet. Dem Genie aber, ſagt Leſſing, iſt es erlaubt, Manches nicht zu wiſſen, und doch iſt ſein bildender Einfluß größer, als der des Gelehrten.

Die Ausbildung der ſittlichen Kraft aber iſt die Sache der Erziehung, und in der Ungleichmäßigkeit von Erziehung und Unterricht beſteht eben die Schwäche unſeres Schulweſens, nur zu oft artet die Erziehung in Dreſſur nach ſogenannten Reglements aus. Das geniale griechiſche Volk, ſo weit es auch von dem edlen Ziele entfernt blieb, hatte im Ganzen doch eine idealere Auffaſſung von der Erziehung. Zu der ſchönen, natürlichen Harmonie, die das Hellenenthum erſtrebte, fügte das Chriſtenthum in ſeinem weltverſöhnenden Charakter, mit dem es damals auftrat, die wahre Beſeelung; es gab

die Liebe hinzu, und die Liebe ist die größte unter den drei Grundtugenden.

Aber welche Liebe vermag mehr über das Kind, für das Kind, als die Elternliebe. Nun ist es zwar eine Sache der Unmöglichkeit, daß Eltern die ganze Bildung ihrer Kinder d. h. Erziehung und Unterricht vollenden, die Kinder gehören auch später nicht blos der Familie an, sondern auch der Gemeinde, dem Staate, und zu dieser weiteren Stellung bereiten sie sich in der Schule vor, wo sich die künftigen Staatsbürger, die einst an unsere Stelle treten werden, kennen lernen. Aber hier werden in der Regel nur diejenigen Lehrer die Eltern glücklich vertreten können, die selbst Väter sind. Auf den Bildungsstätten unserer Lehrer werden denselben treffliche Verfahrungsregeln erklärt und mitgegeben, die Pädagogik ist sogar in Deutschland zur Wissenschaft erhoben worden, wie wir denn Alles wissenschaftlich zu betreiben versuchen, wo sich andere, leichtblütigere oder ursprünglichere Völker dem glücklichen Instinkt überlassen. Aber in der abstracten Höhe des metaphysischen Gedankens ist es kalt, wie in der verdünnten Luft der höhern Regionen, zu denen sich die Luftschiffer erheben. Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert, sagte Paulus schon vor achtzehnhundert Jahren, und es bleibt ewig wahr, was er sprach, und kein Fanatiker des Unglaubens, kein Prediger des Materialismus vermag das Wort wegzublasen mit dem Hauch seines Mundes:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“

Sie war heute zum ersten Mal mit der Mutter auf dem Gemüsemarkt, natürlich fast immer getragen; eine Verkäuferin gab ihr einen Fliederzweig in die Hand, sie hat ihn in der Hand bis nach Hause mitgebracht. Hier reicht sie ihn uns von selbst an die Nase, weil sie bemerkt hatte, daß wir daran riechen. Ja, das scheint uns etwas ganz Natürliches, aber welche ursprüngliche Thätigkeit des Gedankens mußte in dem Kinde vorgehen, das dies zum ersten Mal thut!

Doch welcher Duft würzt unser Dasein süßer als die Anmuth, die von unserm Kinde ausgeht, es ist die schönste Blume selbst. Mahlmann sang so lieblich:

Kinder sind Blumen,
Die der Gärtner liebt;
Zu ihrem Gedeihn
Warmen Sonnenschein
Der gute Gärtner giebt.

Ihrer Unschuld Lallen
Ist der Engel Gefallen;
Ihr Auge, so rein,
Blickt in die Welt hinein,
Sieht überall Blumen und Sonnenlicht;
Ihr guten Engel, verlaßt sie nicht!

Der würzige Flieder duftet überall, der Frühling ist wieder gekommen. Wir haben es kaum bemerkt. War nicht der ganze Lenz mit unserm Kinde in unsre Häuslichkeit eingezogen? War sein Gelalle für uns nicht Lerchengesang und Nachtigallschlag? Leben wir uns nicht Alle in seinen Lebensfrühling mit hinein, daß wir wieder

jung werden und Kind, wie es ſelbſt? Ja, in der Ehe, am häuslichen Herde lacht uns die ewige Jugend.

Bei dem raſtloſen Treiben, das jetzt in der Werkſtätte der Natur waltet, findet die Lehre von Kraft und Stoff willigere Ohren. Da iſt denn eine Stelle am Platze, die ich dem franzöſiſchen Philoſophen Caro entlehne. (Der heutige Materialismus iſt nur eine neue Auflage des franzöſiſchen vom vorigen Jahrhundert; es iſt daher ein gutes Zeichen, wenn ſich aus Frankreich ſelbſt Stimmen dagegen erheben). Caro ſagt: „Wenn der Menſch das eigenthümliche Vorrecht hat die Reihenfolge der phyſiſchen Thatſachen umzuwandeln, indem er ſeine freie Handlung darin einfügt, und dadurch, nicht die Quantität, ſondern die Richtung der Bewegung zu ändern, iſt dies nicht für uns gleichſam ein erſtes Symbol deſſen, was die Art der Thätigkeit einer überſinnlichen Urſache ſein kann, die auf eine unendlich beweglichere Weiſe an die großen Federn der Weltmaſchine rührt und der Bewegung, ohne deren Geſetze zu verletzen, ja ſelbſt in vollkommener Uebereinſtimmung mit ihnen, unmerkliche Veränderungen der Richtung aufdrückt, woraus die größten Wirkungen, z. B. die auf einanderfolgenden Acte der Schöpfung, hervorgehen?“

Da kommt freilich ein plumper Burſche plötzlich dazwiſchen geſtolpert, als ob er dem Philoſophen wie einem ſteifen Pedanten ein Bein ſtellen wollte. Den Zufall nennen die Menſchen den Tölpel. Halb dummdreiſt, halb blödſinnig lacht er der Vernunft in's Geſicht und macht ſich luſtig über alle Berechnung des Verſtandes wie über alle Logik der Hegelſchen Philoſophie. An

den hatte der tiefe Denker an der Spree wohl nicht gedacht, als er sagte: „Alles was ist, ist vernünftig", denn dieser allein ist unvernünftig und spricht jedem Denkgesetze Hohn.

Oder wäre es nicht so böse gemeint? Wäre er nur wie jene Hofnarren, die ihre Weisheit in Narrheit kleideten, damit sie von dem dunklen Hintergrunde sich um so leuchtender abhöbe? ein lustiger Schalk, der uns mit schelmischem Auge anblinzelt, damit uns das Lachen nicht vergeht, wenn wir uns einmal gar zu sehr in's Grübeln verlieren und vor lauter Tiefsinn wohl gar traurig werden sollten? etwa wie jener Shakespeare'sche Humor im Drama, von dem ich einst in den verrauschten Tagen der Jugend sang:

Und durch die wilde kampferhitzte Schaar,
Die Kämpfer neckend bald, bald höhnend gar,
Eilt der Humor, der kecke Junge,
Der von dem Himmel reißt in kühnem Sprunge
Die goldnen Sterne, vor die Füße nieder
Sie der Geliebten streut, daß sie darauf
Gleichwie auf Goldsand walle, und dann wieder
Der Liebsten Augen nimmt und sie in Dichterschwunge
Gleich Sternen knüpft am nächt'gen Himmel auf,
Daß sie ihm leuchten wie das Auge Gottes.

Gewiß, es ist nicht so böse gemeint. Lassen wir uns nicht durch die astrologische Schwärmerei Wallensteins beirren, er hat doch Recht:

Es giebt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Im Grunde bezeichnen ja auch alle gebildeten Sprachen der Etymologie nach mit dieſem Worte nicht die Sache an ſich, ſondern nur den Eindruck, den ſie auf uns macht, nämlich das Ueberraſchende deſſen, was uns zuſtößt oder worauf wir ſtoßen; ſie wollen damit nur ſagen, daß ſich der kurzſichtige Verſtand davon nicht ſofort Rechenſchaft ablegen kann, der Zufall iſt nach ihnen das Unvorhergeſehene. Der vernünftige Menſch aber beherrſcht ihn, und mit Recht ſagt der Denker Poſa:

Und was
Iſt Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorſehung, — zum Zwecke
Muß ihn der Menſch geſtalten.

Der franzöſiſche Luſtſpieldichter E. Scribe drückt ſich draſtiſcher aus, wenn er den Miniſter Rantzau in „Bertrand und Raton" ſagen läßt: „Le hasard! les sots y croient tous. Der Zufall! Die Dummköpfe glauben alle daran".

Die Recken des Mittelalters, die mit der Gefahr ſpielten wie die Katze mit der Maus, ſuchten denſelben ſogar in keckem Uebermuthe auf, und je „gruſeliger" er ausſah, deſto mehr Spaß machte er ihnen; ſie nannten ihn „Abenteuer" — das Wort iſt bei den leichtblütigen Franzoſen entſtanden — und ihre Dichter machten ſogar eine Art Muſe, die Aventüre, daraus. Es ſtak eben in dieſen Recken etwas Urſprüngliches, Menſchliches, das ſich weder von der Scholaſtik noch von dem römiſchen Pfaffenthum etwas anhaben ließ.

Dieſer Muthwille geſtaltete ſich nun im Zeitalter der Reformation, als die Menſchheit zum Bewußtſein ihrer ſelbſt kam, in Cervantes und Shakeſpeare zum Humor um, der oft durch Thränen lächelt, der die Wahrheit auf den Kopf zu ſtellen ſcheint, aber nur um uns um ſo feſter zu faſſen, um ſo tiefer zu rühren.

Und wir wollten uns dem Zufall gegenüber blöder verhalten als das Mittelalter, das wir ſo manchmal als ungereimt verſpotten? Nein, ob ich die Welt nur nach ewig feſten todten Naturgeſetzen oder von einer überſinnlichen Vernunft regiert denke, der Zufall iſt, nach keiner von beiden Meinungen, etwas Weſentliches, kann es nicht ſein. Er iſt ein Nebending, das aber im abſoluten Zuſammenhang mit dem Ganzen ſteht, wie die kleinſte Nebenfigur auch ihre Rolle im Drama ſpielt, nur daß wir dieſen Zuſammenhang nicht immer ſogleich erfaſſen, weil wir eben nicht darauf gerechnet hatten. Auch der Holzſpan, auch der Steinſplitter, der unter dem Meißel des Künſtlers von dem Stoffe abfällt, den derſelbe bearbeitet, gehört zum ſchönen Ganzen, und zuweilen iſt der Stein, den die Baumeiſter verworfen haben, zum Eckſtein geworden. Sei es nun daß wir das Weſen eines ſogenannten „Zufalls“ in unſrer Kurzſichtigkeit nicht immer begreifen, oder ſei es daß wir bald darauf, wie der Denker Poſa, in ihm ein gnadenreiches Geſchenk der Vorſehung erkennen, neigen wir unſer Haupt in Demuth vor ihm, denn auf jeden Fall lehrt er uns durch ſeine Ueberraſchung, daß nicht alle Räthſel des Daſeins uns gelöſt ſind, daß um uns und über uns noch etwas Höheres waltet.

Und was ich einſt in der Heimath des Philoſophen

Descartes bei Beſprechung der Fauſtſage in der Sprache meiner Gattin ſchrieb: „Le mot „hasard“ en général, est un blasphème; tout ce qui est, dit Hegel, est rationnel, et l'histoire du genre humain n'est qu'un sublime cours de logique en forme épique“. (La Loire illustrée, Tours, 7 février 1864), ich wiederhole es hier in der Sprache meiner Mutter: „Das Wort „Zufall“ im allgemeinen Sinne iſt eine Gotteslästerung; Alles was iſt, ſagt Hegel, iſt vernünftig, und die Geſchichte der Menſchheit iſt nur ein erhabner Curſus über Logik in epiſcher Form“.

Ein andres Mal ſagt der Philoſoph Caro: „Die organiſche Welt iſt unerklärbar ohne die Annahme eines Endzwecks; eine Thatſache wie der Organismus ſetzt den Endzweck außer Zweifel.“

Ein ſolcher Gedanke heiligt die Liebe des Vaters zu ſeinem Kinde, wie er den Menſchen überhaupt heiligt, in dem altjüdiſchen, wie in dem allgemein ſittlichen Sinne. Die materialiſtiſche Lehre von Kraft und Stoff dagegen wiſcht allen Seelenadel von der menſchlichen Stirn.

Ein Menſch, der kein geiſtiges, ſittliches Ziel vor Augen hat, welkt wie der Grashalm, der das Spiel jedes Lufthauches iſt, oder wandelt in der Irre wie das Thier, das nichts kennt und nichts thut als die Befriedigung ſeiner täglich ſich erneuernden Bedürfniſſe.

Darum bedenke, mein Kind, daß dir ein Ziel geſetzt iſt, dem du nachzuſtreben haſt, das dir unverrückt vorleuchtet auf deiner Lebensbahn, hell wie das Auge Gottes. Du wirſt auf dem Pfade dahin diejenigen finden, die dir das Liebſte auf Erden ſind, deine Mutter

und deinen Vater; weiche nicht ab von dieſem Pfade, damit du immer mit ihnen vereinigt bleibeſt. Auf ihm wandeln alle Guten, alle Edeln; wie wir unter uns, ſo bilden ſie Alle mit uns nur Eine große Familie, der Vater Aller aber iſt Gott. An ihn glaube.

Siehſt du, und heute warſt du ungehorſam, heute zum erſten Mai. Die Mutter gebot dir etwas, da hatteſt du deinen eigenen Willen und machteſt mit Kopf und Hand eine entſchieden ablehnende Bewegung. Wir haben darüber gelacht, zum erſten Mai kann man ſchon etwas verzeihen, und du verſtehſt es eben noch nicht. Aber wenn dein Verſtand reifer ſein wird, werden wir auch das Verſtändniß der Pflicht in dir zu entwickeln haben.

Eine Blume iſt ſchön, aber reizender iſt ein ganzer Blumenſtrauß; ſchmückt ſich im Mai nicht Wald und Wieſe mit Blumen ohne Zahl?

Ein Töchterchen iſt ſchön, aber reizender ſind Schweſtern; liebend irrt der Elternblick von der einen zur andern.

Man hat ihr ein Schweſterchen verſprochen, und um ſie im Voraus daran zu gewöhnen, ſie ſchon im Voraus dies lieben zu lehren, giebt man ihr eine Puppe. Man ſagt ihr Abends: „Küſſe deine Puppe!“ Sie begreift das Wort und thut es; ſo wird ſie einſt ihr Schweſterchen küſſen. O wie ſchön iſt es, wenn Geſchwiſter einträchtig zuſammenleben!

Nun wirft ſie auch auf unſere Bitte Kußhändchen aus. Die Familie bildet ſich immer vollſtändiger.

Daß ſie uns nicht blos nachmacht, was wir ihr vormachen, daß ſie mit Verſtändniß und Bewußtſein handelt ſahen wir heute. Der kleine Paul, mit dem ſie nie darüber geſprochen hat, ſagte zu ihr: „Wirf deinem Vater ein Kußhändchen zu!“ und ſie that es.

Sie plaudert in der That; ſie hat Vergnügen daran, wenn man ihr zuſpricht, ſie hört lange ruhig und aufmerkſam zu. Sie kann unmöglich den Inhalt verſtehen, aber ſie faßt doch die mannigfaltige Artikulation auf; heute antwortete ſie durch Töne, ganz als wollte ſie ſich an der Unterhaltung betheiligen. Nun verſchmilzt auch ihre Seele mit der unſern. O himmliſche Wonne!

Was iſt mir von heiligen frommen
Gefühlen die Seele erglommen?
Was rührt mich mit himmliſcher Macht?
Durch die Bruſt mir zittern und gleiten
Die Wonnen der ſeligſten Zeiten,
Alle Schauer der Frühlingsnacht,
Und mein Herz, es weint und es lacht.

Nun ſinkt von den Sternen ſie wieder
Auf der Engel Fittigen nieder,
Die Nacht, die vom Himmel geſandt!
Die Nacht der heiligen Schmerzen,
Da von dem treueſten Herzen
Der ſeligſten Liebe Pfand
Zu Licht und Leben ſich wand!

O du meine Luſt, meine Wonne,
Meines Lebens neu leuchtende Sonne,
Du die an das Herz ich nun drück',
Als du mir wurdeſt geboren,
Da kam, was je ich verloren
An Freude, an Frieden und Glück,
Ja, Alles mir ſchöner zurück.

Und du, hold blühende Roſe,
Die den Liebling getragen im Schooße,
Schön wie aus Edens Gefild,
Laß bei dem nächtlichen Schweigen
Auf die Stirn unſers Kindes uns neigen
Und ſegnen fromm und mild
Dein herziges Ebenbild.

Mir iſt bei der heiligen Feier,
Als höbe Gott ſelbſt ſeinen Schleier,
Als thäte der Himmel ſich auf,
Als rauſchten freudig die Palmen,
Als zögen beim Sange der Pſalmen
Der Engel Schaaren zu Hauf
Aus himmliſcher Ferne herauf.

Ja du, der Alles gegeben,
Der du das ewige Leben,
Dir ſei auch dies Leben geweiht!
Laß es auf all ſeinen Wegen
Stets wandeln in deinem Segen,
Und ſtrauchelt's in Dunkelheit,
Sei deine Leuchte bereit!

Es ist ja von allen Gaben
Das Theuerste, was wir haben,
Unser Kind, unser köstlichstes Gut.
Du hast es für dieses Leben
In unsere Hände gegeben,
Es anvertraut unserer Hut,
Daß es werde fromm, rein und gut.

Doch unsere Hände und Augen,
Sie reichen ja kaum und taugen
Eine Spanne von Raum und Zeit;
Wir sind selbst deine Kinder und bitten,
Bleib' du in unserer Mitten,
Uns Allen zur Hülfe bereit,
Allvater in Ewigkeit!

Und nun ist es Tag, der erste Jahrestag ihrer Geburt. Der festliche Wein blinkt auf dem Tisch, und sie hat schon Kraft genug, um mit uns anzustoßen bei dem Willkommen auf die kleine neue Weltbürgerin, bei dem frommen Spruch auf ihr Gedeihen.

Das Fest des Geburtstags ist ein religiöses Fest. Was ist Religion? Die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen in Glaube und Liebe. Durch das Kind aber verbindet sich der Einzelne mit der Menschheit, mit Gott, dem er einen neuen Anbeter giebt. Darum ist der selbstsüchtige Hagestolz, der sich freiwillig der Pflicht eine Familie zu gründen entzieht, ein praktischer Atheist. Plato hatte Recht, wenn er in seinem Symposium sagte: In dem Glück Vater zu werden liegt etwas von gott-

haſter Natur! Plato hatte noch die ſinnliche Weltanſchauung der Hellenen; wir, die wir durch das Chriſtenthum in die Tiefen der moraliſchen Welt eingeführt worden ſind und die Pflicht der Erziehung begriffen haben, wir verſtehen darunter die Heiligkeit der Familie.

Von der Schwelle des Hauſes bis zur Schule.

Mit dem Schluß des ersten Jahres ist das anfangs unklare, scheinbar inhaltlose, unbestimmt bewegliche Wesen des Kindes gefestigt; der Geist ist nun in unleugbarer Wirksamkeit zur Erscheinung gekommen, ich habe ihn wie einen Quell in ursprünglicher Selbständigkeit ausbrechen sehen, ohne erklären zu können, wie es kam; ich habe nur die Thatsache bestätigen können. Das Kind ist nun ein Ich geworden.

Es wird nun auch schwer, den Fortschritt der geistigen Entwickelung noch im Einzelnen zu verzeichnen; nun der Geist entwickelt ist, fehlen ihm nur noch die Worte, sich zu bethätigen. Das Verständniß dagegen, die Aufnahme fremder Gedanken ist da, das Kind verarbeitet sie in seinem Innern, wie der Magen die Nahrung zur physischen Entwicklung verarbeitet. Denn „Verstehen" bedeutet dem eigentlichsten Wortsinne gemäß: sich an die Stelle eines Andern stellen, mit ihm auf derselben Stelle stehen, sich mit ihm identificiren.

Aber der Sprachschatz des Kindes ist noch klein; er betrifft noch vor der Hand weniger die Gegenstände als die Personen und Handlungen, was mir nun auch die holophrastische Sprache (Schrift) begreiflich macht. Mit den

geringsten Elementen, mit zwei, höchstens drei zusammengeklebten Worten, ohne Zeit- oder Bindewort, nur belebt durch den Ton oder Geberde, drückt das Kind deutlich Gedanken, Beobachtungen, Empfindungen aus, zu deren Ausdruck wir reiferen Menschen der Umschreibung durch viele Worte bedürfen. Die sogenannte Agglutination, durch welche die neuern Sprachforscher die Wortformen in verschiedenen Sprachen erklären, wird von dem Kinde ganz natürlich gebraucht. Ja, zu dem Kinde muß der Vater in die Schule gehen, um das Geheimniß der Sprachbildung zu erforschen; was er oft mühsam, und dann wohl noch gar verkehrt, aus alten Pergamenten herausklaubt, das lehrt ihn das naive Geplauder des Kindes oft in einer Viertelstunde. Ich muß dabei an Lessing's „Jungen Gelehrten" denken, der mit Erstaunen vernahm, wie seine ungeschulte Jungemagd alle Wendungen der gelehrten Rhetorik, die er in seinem Quintilian studirt hatte, so leicht und wirkungsvoll handhabte, wie ihren Besen.

Ja, das Verständniß ist nun da, es handelt sich nur noch um ein Mehr oder Minder. So weiß sie auch schon, was Beten heißt Mutter und Tante haben ihr ein kleines Gebet vorgesprochen, das sie durch das Falten der Hände begleitet: „Lieber Gott, gieb meinen Eltern Gesundheit und laß mich ein hübsches Schwesterchen bekommen." Ich war nicht dabei gewesen, hatte es nie gesehen noch gehört; da sagt' ich gestern Abend, als sie schon im Bettchen liegt und spielt, zu ihr: „Bete zum lieben Gott!" Sofort faltet sie die Hände. Ich hatte meine Worte durch keine Bewegung verständlich gemacht;

Mutter und Tante, die daneben ſtanden, hatten gar nichts dazu geſagt; ſie begriff alſo richtig den Sinn der Worte.

Iſt es aber nicht recht und ſchön, daß das Kind, das mich durch ſeinen Geiſt, deſſen Erforſchung ich mir vorgenommen hatte, zu dem Urgeiſt, zu Gott zurückgeführt hat, nun auch von uns zu ihm geführt wird?

Nur das eigene Sprechen entwickelt ſich noch nicht zur Selbſtändigkeit; muß ſie erſt einen Wortſchatz ſammeln? Die Geberde iſt noch immer das Hauptmittel, ihre Wünſche kund zu thun. Doch die Beobachtung wird immer ernſter; ſie bewunderte neulich das ſchöne Abendroth; ſie verfolgt mit den Blicken die Hunde, an denen ſie Gefallen findet. Solchen Verrichtungen, die ihr neu ſind, ſieht ſie zu. Ich hielt ihr geſtern einen Maikäfer vor und ließ ihn vor ihr auffliegen; ſie ſah ernſt nach, nicht wie einem Spiele, ſondern wie einer Erſcheinung, von der ſie ſich Rechenſchaft zu geben ſuchte. Der Gedanke arbeitet in ihrem Kopfe.

Ich betone es immer aufs Neue wieder: An der Spitze der modernen Wiſſenſchaft ſteht der Satz: Ich denke, mithin bin ich. Das Denken aber iſt eine abſolute Geiſtesthätigkeit; exiſtirt aber der Gedanke, ſo exiſtirt auch der Geiſt. Wie der Gedanke ſich producirt, iſt eine Nebenfrage; ob Gehirn oder Nerven unumgänglich dazu nöthig ſind, iſt eine Frage der Organe; das Erzeugniß davon bleibt immer, und dies iſt ein abſtractes.

Wir sind im Juni, wo Alles blüht und duftet, wo die Blüthen sich zur Frucht gestalten, wo die Johannis-kirsche sich bald röthen wird. Wo Alles blüht und reift, sollte mein Kind nicht auch wachsen? Immer sicherer dringt es in die Geheimnisse der Geisterwelt, in das Verständniß fremder Gedanken ein und erräth, was Worte d. h. ihm noch fremde, neue, unbekannte Laute bedeuten.

Wir aßen Erdbeeren zum Nachtisch. Ich gab ihr einzelne von den meinen auf den Teller. Als sie schon mehrere gegessen hatte, sagte die Tante zu ihr: „Gieb mir doch auch eine!“ Bertha sann ein wenig nach, sie überlegte, dann gab sie ihr die Beere. Wir waren ganz erstaunt. Bei der nächsten sagte die Tante zu ihr: „Für wen ist denn diese? Gieb sie doch der Mama!“ Die Mutter saß links vom Kind; richtig gab es die Beere der Mutter. Darauf sprach die Tante wieder: „Halte deinen Teller dem Vater hin, daß er dir noch eine giebt!“ und dabei führte sie ihr die Hand, die den Teller hielt, um ihn mir hinzuhalten. Bei der darauf folgenden Beere hielt mir Bertha, ohne aufgefordert zu sein, von selbst den Teller hin. „Man braucht ihr nichts zweimal zu sagen,“ rief die Tante freudig aus. „Nach-ahmung,“ ruft der Gegner; aber diese Nachahmung setzt doch voraus, daß sie den Wink begriffen hat. Und die Worte, die sie begriffen, denen sie gehorcht hat, was sind sie denn eigentlich? Leerer Schall, Luftdruck auf das Gehör, mechanische Wirksamkeit. Aber der Geist in dem Kinde hat den Geist in den Worten begriffen.

Einige Tage später. Man hat einen Strohteller vor ihr auf dem Tiſche gedreht, ich that es auch einmal. Sie war erfreut darüber. Da reicht ſie mir den Teller, daß ich drehe, und wiederholt es oft; nicht an Mutter und Tante wendet ſie ſich, ſondern an mich. Sie iſt glücklich, daß ich es thue, glücklich überhaupt, wenn ich ihr etwas auf ihren Teller gebe, eine Erdbeere, eine Kirſche, einen Löffel Suppe; ſie betrachtet dies von Seiten des Vaters wie eine ehrende Auszeichnung.

Mitte Juni. Eine Freundin des Hauſes kommt zu uns und findet Bertha auf dem Schooß der Mutter etwas unwillig; die Mutter erzählt der Freundin, daß Bertha nicht artig iſt. Die Freundin macht nun dem Kinde in ernſtem Tone, doch ohne drohendes Geberdenſpiel, Vorwürfe; das Kind iſt wie beſchämt und wendet ſich verlegen ſeitwärts. Sie hat alſo den Sinn verſtanden. Aber wie?

Ja, denkt nur tief darüber nach, welch räthſelvolle Arbeit in dieſem Verſtändniß zu Tage tritt! Ein Kind hat nichts als Organe des Empfangens; es ſpricht noch nicht, wir können ihm alſo nichts durch Frage und Antwort erklären; es faßt von ſelbſt den Sinn der Worte auf, der Laute die ſein Ohr treffen; ehe es ſie auffaßt, hat ſchon ſein Geiſt fortwährend, ohne daß wir es bemerkt haben, Alles um ſich beobachtet und nicht nur den äußeren, ſondern auch ſicher den logiſchen Zuſammenhang der Dinge, Begebenheiten und Menſchen begriffen. An großen ausgewachſenen Menſchen iſt das ganz natürlich, aber an dieſem kleinen, noch ganz naiven Organismus iſt das etwas Wunderbares. Wer iſt das geheimnißvolle Weſen

im Innern des Kindes, das so Abstractes, wie ein Wort, ein Gedanke ist, von selbst sich klar und verständlich macht? Eine physische Kraft? Nein, wer hier nicht etwas Ideales erkennt, der ist selbst weiter nichts als Stoff.

Ein paar Tage später. Sie wird früh, ehe ich noch aufgestanden bin, zu mir an's Bett gebracht; sofort denkt sie an ein Spielzeug, das sie hier schon manchmal gebraucht hat, ein Kästchen mit Schiebefach, worin ich die Uhr Abends aufstelle. Da sie es nicht bemerkt, so sucht sie danach, sie erinnert sich. Ich habe es schon lange bemerkt, wie die Vergangenheit für sie schon begonnen hat; heute mitten im schönen Juni, wo jedes lebende Wesen sich der Gegenwart freut und sie ewig währen sehen möchte, heute fällt mir dies Wort schwer auf's Herz. Alles vergeht, Alles verschwindet, jede Blume welkt einmal, und selbst die himmelsüßen Stunden, die wir jetzt im trauten Familienkreise mit dir, mein Kind, verleben, sie werden einst hinter uns liegen, unwiederbringlich verloren.

So soll'n wir rückkehrlos der ew'gen Nacht zugleiten,
Zu neuen Ufern stets gejagt vom Wellenschlag,
So können wir denn nie im Ocean der Zeiten
Nur ankern einen Tag?

Wie! ganz und gar verlor'n! dahin, dahin auf immer!
Wie! selbst nicht eine Spur bleibt uns von all dem Glück?

Die sie uns gab und nimmt, es giebt die Zeit
uns nimmer,
Die Stunden nie zurück?

O Ewigkeit, o Nichts, Abgründe düstrer Trauer,
Was mit den Tagen macht ihr all', die ihr ver-
schlingt?
O sprecht: kommt eine Zeit, die diese Wonne-
schauer
Uns jemals wiederbringt?

Es sind dies Verse aus einer Elegie Lamartine's, die ich meiner Uebersetzung entlehne. Was könnte ich Ergreifenderes, Erschütternderes sagen? Zwar der gefaßte Mann, den das Leben schon gehärtet hat, ergiebt sich in das eherne Gesetz; für uns die wir auf der Höhe des Lebens stehen, ist die Vergangenheit eine schöne Elegie, ein süßes Echo verrauschter Jugendklänge, und, wenn wir unglücklich waren, ein Meeressturm, dem wir glücklich entronnen sind und dessen fernhin verrauschendem Getobe wir vom sichern Hafen aus noch nachlauschen. Aber auch für das Kind, dem alle Tage rosig vorübergehen, verschönt von der treuesten Liebe, auch für das glückliche Geschöpf, das nur ein Jahr zählt, soll die Vergangenheit schon beginnen? Und wieder denke ich der Worte, die der fremde Dichter an dem schönen Gestade des Sees von Bourget in Savoyen gesungen hat, wo auch ich einst heitere Sommertage verlebt habe, und ich rufe mit ihm in schmerzlich süßer Bangigkeit:

O hemmet euren Lauf, hemmt ihn, o günst'ge
Stunden,
Hemm' deinen Flug, o Zeit!

Laß sie uns schlürfend leer'n, die nur so schnell
verschwunden,
Des Lebens Seligkeit!

Unglückliche genug fleh'n zu euch im Verzagen,
Rinnt, Stunden, für sie, rinnt;
Rafft ihren tiefen Gram dahin mit ihren Tagen;
Vergeßt, die glücklich sind.

Umsonst, ach! fleh' ich noch um eine kleine Weile;
Die Zeit entflieht im Lauf;
Und sag' ich zu der Nacht: Flieh' nicht mit solcher
Eile,
Der Tag kommt doch herauf.

Laßt uns uns lieben denn! die Stunde ruft: genießet!
Wohlauf, genießen wir!
Kein Hafen winkt uns zu und uferlos verfließet
Die Zeit und wir mit ihr!

Ein buntfarbiges Bilderbuch ist diese Welt, reich an schönen Erscheinungen, an wechselnden Scenen, an bald aufregenden, bald fesselnden Erlebnissen. So bringt man ihr denn ein Bilderbuch, damit sie darin in ihrer engen Stube sich mit den Dingen draußen bekannt macht. So empfingen die Gefangenen Plato's die Bilder von den Außendingen.

Dazu erhält sie eine große Schachtel mit wohlgeschnitzten Thierfiguren, die Hausthiere und das Wild lernt sie jetzt im Kleinen kennen.

Zum erſten Mal ſammelt ſie Kenntniſſe, lernt ſie, wenn auch ſpielend; denn was ſie da ſieht, iſt ihrem täglichen Gebrauche und Bedürfniß fremd, es hat vor der Hand gewiſſermaßen nur als Unterrichtsſtoff für ſie Bedeutung.

Der ſchöne Juni iſt nun ſo hingegangen, ein ſtetes Blumenfeſt, ein fortwährendes Genießen der reinſten Freuden. Schmückt ſich die Welt dem Kinde zu Liebe? oder iſt ſie nur darum ſo ſchön, weil unſer Liebling in ihr erblüht? Was wäre denn all dieſe Pracht für uns ohne unſer Kind? Nur ihm zu Liebe gehen wir ja aus; die balſamiſche Luft ſoll es einathmen, wenn wir ſpazieren gehn; am blauen Himmel ſoll ſich ſein Auge weiden; das bunte tauſendfache Leben ſoll ſeinen betrachtenden Geiſt unterhalten; die muntere Thierwelt, die ſich in Luft und Waſſer wie auf dem Lande regt, ſoll ſein Herz ergötzen. Wir denken an weiter nichts, forſchen nach nichts, nur genießen wollen wir das geliebte Kind laſſen und mit ihm genießen. Das Paradies iſt wieder erblüht um uns auf Erden.

Warum blüht es nicht immer? Warum verblüht es ſo ſchnell wieder? O ihr glücklichen Eltern, die ihr noch in ihm wandelt, ſchlürft ſeine Seligkeit in vollen Zügen ein, verderbt die ſelige Harmonie durch keinen Mißklang; nie, niemals wieder werdet ihr im längſten Leben ſo glücklich werden wie in dieſen Tagen, wo der Himmel auf Erden weilt!

Sie ſoll Alles kennen lernen. Ich kam vom andern Ufer des Stromes im Kahne zurück, als meine Frau

mit dem Töchterchen ankam; ich nahm es ihr vom Arm (nur wenn sie müde ist, läßt sie es vom Dienstmädchen tragen, am liebsten trägt sie es selbst) und stieg wieder in den Kahn und ließ uns vom Fährmann hinüber und wieder zurück führen. Ruhig, nicht ahnend daß unter ihr die Tiefe gähne, saß sie neben mir, sie war ja bei ihrem Vater. Und der Himmel blaute über uns und blaute unter uns; vom Ufer aber blickte die Mutter halb glücklich und halb bange auf uns beide. Nicht wahr, mein Kind? süßer als im leichten Nachen wiegt es sich im Mutterarm. Zurück zu ihr!

Und wenn alle Vöglein jetzt singen, alle Käfer summen, wie könntest du schweigen? Noch nie hat sie so lustig geplaudert, das ruht und rastet nicht und geht in Einem fort. Die Schwalben flattern und zwitschern um uns herum, sie guckt ihnen vom Fenster aus zu wie vor einem Jahre, aber diesmal zwitschert sie selbst mit hinein in den lustigen Lärm und plappert und schwatzt, daß wir oft nicht wissen, was wir vernehmen, ob Schwalbengezwitscher oder Kindergeplauder, und beides in einander vermengen.

Und nun vollendet sich das schöne Bild, sie richtet sich auf, die schöne Bildsäule des Menschen steht vor uns, sie thut den ersten Schritt, sie geht!

Wie das gekommen ist? Plötzlich. Zwar schon gegen Ostern hatte sie den Laufkorb, die Stütze, weggeworfen und es vorgezogen auf allen Vieren zu kriechen; ward sie doch selbständig dadurch! Das ging freilich mühsam, aber es mußte sein, sie wollte es, und was der Mensch

will, das kann er; und nun auf einmal, ehe wir's nur denken können, geht sie, vor unsern Augen.

Der erste Schritt! Wißt Ihr wohl, was das bedeutet? Das Neugeborne, das bisher in seiner Wiege lag, das nur auf euern Armen getragen seinen Ort wechselte, das ganz auf euern Beistand angewiesen war, es steht jetzt auf eigenen Füßen; es steht nicht nur, es bewegt sich vorwärts, es geht, und wenn es ihm beliebt, so geht es weiter und weiter und verläßt euch auf immer. Aber auch — und welche Wonne liegt in diesem Gedanken! — wenn es euch liebt, wenn ihr seine Liebe zu erringen verstanden habt, dann läuft es euch freudig in die Arme und ihr habt eine Seele mehr, die euer ist auf immerdar!

Auf eigenen Füßen dazustehen, ohne Hülfe von Mutterarm und Vaterhand, ganz wie das Wort sagt: selbständig; o, es ist etwas Großes darum. Das Kind ist ein Mensch geworden; was denselben von der gesammten lebendigen Welt unterscheidet, den aufrechten Gang, durch den es seine Stirne zum Himmel hebt, empor zu Gott, mit kühnem genialem Schwung hat ihn das Kind, seiner selbst sicher, errungen und, edel aufgerichtet, blickt es euch an, reicht euch die Hand und geht nun stolz und froh an eurer Seite wie eures Gleichen.

Aber so stolz und schön der nun gewonnene aufrechte Gang ist, es lastet zugleich eine ungeheure Wucht von Gefahr und Verantwortlichkeit auf ihm. Wir brauchen nicht den Scheideweg von Herkules abzuwarten, schon sobald das Kind selbständig auf seine Füße tritt und sich zum ersten Schritte rüstet, treten alle guten und bösen

Engel aus dem Dämmernebel der Zukunft hervor und heften lauschend und lockend ihren bezaubernden magischen Blick auf das liebliche Wesen, das mit dem Lächeln der Unschuld und frohen Erwartung dem Leben entgegensieht.

Und wenn es nun den ersten Schritt über die Schwelle des Hauses hinausthut in die Welt, wer hat je genug die schicksalschwere Wichtigkeit desselben bedacht? Hinaus in die Welt, aus Vater- und Mutterarmen hinaus zu fremden Menschen, aus der trauten, von liebenden Elternaugen erleuchteten, freundlich engen Häuslichkeit in das unendlich weite, geheimnißvolle Unbekannte! O welches Herz von Vater und Mutter sollte da nicht zagen und stocken in unsagbarer Bangigkeit!

Aber eine gütige Macht hat ihren Sinn geblendet und befangen, daß sie an nichts dabei denken als an das fröhliche Hüpfen der kleinen Füße, und die Glücklichen achten so wenig darauf, daß sie sich nicht einmal den Tag merken, wo ihr Liebstes auf Erden den ersten Versuch macht, ihnen zu entlaufen. Aber dreimal glücklich ist das holde Geschöpf, daß es auch gar nichts ahnt von der Bedeutung dieses Schrittes, daß es ihn unbefangen thut in aller Unschuld und Freude und nichts um sich gaukeln sieht, als die rosigen Elfen der Kinderspiele. So flattert der Schmetterling über den See und freut sich des himmlischen Lichtes, unwissend, daß er über einem Abgrunde schwebt. Schiller hat dies angedeutet, wenn er von der Stunde spricht, da man das Neugeborne zur Taufe noch trägt, und von der Glocke sagt:

Fromm mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind

Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.

Aber eine lange weite Strecke voll hohen Ernſtes liegt zwiſchen dem erſten Schritte und dem letzten, den der Menſch auf Erden thut, und darum ſegne dich Gott, mein Kind, mit ſeiner ganzen unendlichen Liebe in dem feierlichen Augenblicke, da du zum erſten Male über die Schwelle des Hauſes ſchreiteſt, darin du geboren wardſt!

Die heilige Frage der Erziehung iſt mir heute vor die Seele getreten, eine Frage, die ſich von den Anfängen der denkenden Menſchheit an wohl alle Eltern geſtellt haben, mehr oder minder ernſt, über die nun unzählig viel geſprochen und geſchrieben worden iſt und die ihrer vollen Löſung noch immer harrt.

Bertha war heute höchſt ungeduldig auf ihrem Stuhle, und das Gebot der Ruhe blieb ihr unverſtändlich. Dieſe Grille der Unruhe — ſo nannten wir es — war unſerm Willen und der Ordnung bei Tiſche entgegen; wir frugen uns, ob wir nicht bald daran denken müßten, an das eigentliche Werk der Erziehung zu gehn. Und doch war es ihrerſeits nicht Ungehorſam im ſtrengen Sinne des Wortes; ſie folgte dem Naturdrange der überquellenden Lebenskraft, die ſich bethätigen will, und daß derſelbe im Widerſpruch mit unſrer Ordnung ſteht, iſt ihr unbekannt. Dieſer Naturdrang wird Bewußtſein in ihr, ſie fängt an ihre Eigenart, ihre Individualität geltend zu machen. Da kommt nun der alte Schulmeiſter à la Lenôtre, der die junge Menſchen-

pflanze dreſſiren will, ganz wie der Verſailler Gartenkünſtler die Bäume und Hecken mit der Scheere zuſtutzte, und räth, zur Gartenſcheere zu greifen, das wuchernde Bäumchen zu beſchneiden und ein artiges Figürchen daraus zu machen. Ich ſpreche nicht gar zu übel von dem Menuetſchritt, der ſo ſchön mit dieſer Gartenkunſt harmonirte; in meiner Kindheit habe ich die Menuet tanzen lernen und kann ſie nicht gerade gar ſo abgeſchmackt finden, wie allzu mürriſche Naturmenſchen ſie nennen, ſie iſt ein recht zierliches Gemiſch von Würde, Anſtand und Anmuth. Aber die Tänzerinnen, die ſie tanzten, trugen auch Schönpfläſterchen, und das hieß doch der Natur auf die ungereimteſte Weiſe den Krieg erklären.

Da kamen denn die Landsleute Shakeſpeare's, des tiefſten Kenners des Menſchenherzens, bekämpften Lenôtre und ſuchten der Natur, nicht Gewalt anzuthun, ſondern in ihren Parkanlagen unter die Arme zu greifen. Es war die ſchöne Zeit der Begeiſterung und Aufklärung, die Zeit Jean Jacques Rouſſeau's, des Apoſtels der Natur, die Zeit Baſedow's und ſeiner Jünger. Aber die glühende Begeiſterung ward zur wild wuchernden Genialität und — wo gefällt es euch beſſer? In einem franzöſiſchen Salon des ſiebzehnten Jahrhunderts mit ſeiner gezierten Artigkeit, die dann bei uns (ſiehe Schiller's Jeremiade) zu ſteifer Manierlichkeit und Ehrbarkeit wurde, oder in dem Getümmel eines engliſchen Rout, das Treppen und Gemächer erfüllt, wie eine Shakeſpeare'ſche Schlacht Couliſſen und Scene?

Weder dort noch da? Ihr geht lieber auf den Bauerhof Peſtalozzi's oder in Fröbel's freundlichen Kindergarten, der vielleicht noch am ſchönſten bis jetzt

Natur und Regel zu versöhnen gewußt hat. Aber seine Methode reicht kaum über das zarte Kindesalter hinaus, dann kommen die Pedanten doch wieder und nörgeln und zerren an der schönen Menschenpflanze herum. Weit hinaus über diese engeren Gebiete, über die Schulstube hinweg, mitten in die Werkstätten und das Gemeindeleben hinein hat da ein Franzose gegriffen, halb Schwärmer, halb tiefer Denker und scharfer Kritiker, Charles Fourier. Idyllischer Traum paradiesischen Naturlebens, wie es die Bewohner der seligen Inseln der Südsee führten, denen der Schöpfer des Phalansteriums auch, wie man sagt, das Geheimniß der Menschenbeglückung hat ablauschen wollen, ich spotte nicht über dich und dein wohlgemeintes Streben, den Widerstreit der Leidenschaften zu lösen.

Mit einem sonderbaren Schauer der Rührung denke ich noch an die Forschungsreise, wo ich in die hohen Räume voll aufgestapelter Weisheitsschätze trat, die einem Pariser Antiquar nahe am Platze des Pantheon gehörten; „Sie finden nirgends, sagte er zu mir, die Schriften Fourier's so zahlreich gesammelt wie bei mir, geben Sie sich nur die Mühe herumzustöbern.“ Die Mühe scheute ich nicht, aber die Zeit fehlte mir. Und da folgte ich denn der Weisheit des Brahmanen, wonach ein König sich aus den hundert Kameellasten seiner Bücher einen Auszug machen, dann des Auszugs Auszug noch einmal ausziehen ließ, bis der Kern kurz in einen einzigen Spruch gebunden ward, und dieser einzige Spruch, den ich behalten habe, er lautet:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Reich Gottes!“

Da haben sie viel über den „historischen Christus" philosophirt und polemisirt und „das Leben Jesu" geschrieben auf alle Weise; aber wer Er auch gewesen sein möge, dies Wort kann keine Kritik wegleugnen, und Alle müssen zugestehen, daß nie vor Ihm, weder am Ganges noch am Ilyssus, weder im Schilfrohr am Nil noch in den Rosengärten von Schiras, ein so frommes, reines, mildes, ein so göttliches Wort gesprochen worden ist.

Warum ist die himmlische versöhnende Milde, die heilige kindliche Liebe, die aus diesen Worten spricht und von der es ausgeht wie Licht und Wärme mit weltbeseelender Kraft, nicht der einzige Kern und Mittelpunkt, die Sonne der großen Vereinigung geblieben, die sich um den Rabbi von Nazareth gebildet hat?

Aber sie haben seine „Lehre" zum starren Dogma umgestaltet, und dessen Herrschaft durch die gräuelvollsten Kriege, durch Kerker und Scheiterhaufen zu befestigen gesucht, da doch die Lehre nichts war als herzliche Belehrung, als begeisternder Erguß eines sanften Herzens, das zur Reinheit des Lebens, zur liebevollen Versöhnung ermahnte. Von all dem, was man über seine Erscheinung auf Erden an Glaubenssätzen zusammengestellt und aufgebaut hat, sagt Er ja nichts in seiner „Lehre", die eben nur Didaxis, d. h. Unterweisung, Belehrung war. Was aus dem Streit der Secten an herrschend gewordenen Meinungen hervorgegangen ist, ist das Machwerk Fremder, nicht sein, von Ihm ausgesprochenes Wort, dafür ist Er nicht verantwortlich. Das ganze System des Apostels Paulus, z. B. ist nur das Ergebniß der großen Geistergährung jener Zeiten, selbständig verarbeitet von einem gelehrten Denker, der zu der jüdischen Weisheit

auch das Studium der griechiſchen Philoſophie und Dialektik gefügt hatte, von welch letztrer Jeſus ſelbſt nichts weiß. Wie hat man ſein Wort „Wer an mich glaubt, der wird ſelig" gemißdeutet, ſtatt zum weltbeſeelenden Sonnenſtrahl, zum Zankapfel der Menſchheit umgeſtaltet, um deßwillen nicht ein armſeliges Troja, ſondern Länder und ganze Völker verheert, vernichtet worden ſind! Ja, wer an ihn glaubt d. h. ſeiner ſanften Weiſung folgt, ſich von ſeiner Liebe zu Gott und Menſchen durchdringen läßt, der wird ſelig d. h. der findet den Frieden des Herzens.

Nur wenn man ganz zurückkehrt zu Ihm, dann wird auch „in ſeinem Namen" die allgemeine Verſöhnung der Menſchheit unter ſich möglich ſein, und ſelbſt diejenigen, die, obgleich ſie Ihm gerade am nächſten ſtanden, ſich doch am Schroffſten von Ihm entfernt haben, die Iſraeliten werden dann mit uns Indo-Europäern auf's Innigſte zu Einer Familie verſchmelzen, nachdem die von Jeſu Herzen höllenweit entfernte Glaubenswuth ſie bald zwei Jahrtauſende lang als die bitterſten Feinde von uns geſtoßen hat. Habe ich doch ſchon manches jüdiſche Kind das Vaterunſer beten hören, das auch ſchon Moſes Heß in ſeinem „Rom und Jeruſalem" ein aus jüdiſchem Geiſt entſprungenens, ein echt jüdiſches Gebet nannte. Iſt es, ſeines Urſprungs wegen, darum weniger chriſtlich? Nein, es iſt allgemein menſchlich.

Vor etwa vierzig Jahren rief ein ſchwediſcher Pfarrer die Worte aus: „Wenn wir einſt das wahre Chriſtenthum haben werden, Himmel! wie einfach wird es ſein!"

Der Rabbiner des Ortes besucht uns oft, er kommt nie ohne eine Näscherei für mein Kind; seine Töchter haben der meinen ein hübsches Kopfkissen geschenkt, Semitenhände haben den Germanennamen Bertha darauf gestickt. Und das Germanenköpfchen schlummert sanft darauf, ein liebliches Sinnbild der Versöhnung und Eintracht des Menschengeschlechtes.

Freilich, sie hat von diesen weltbewegenden Fragen keine Ahnung; Spiel und Näschereien sind noch das ganze Ziel ihres Denkens und Bewegens. Heute kroch sie im Eßzimmer hin und her, öffnete den Speiseschrank und stöberte darin herum, unter Anderm findet sie ein Biscuit in ein Papier gewickelt, das bei dem Luftzug sich öffnet. Das reizt ihre Neugierde, sie hebt es auf und entdeckt den Inhalt. Sie nimmt es, dreht sich lächelnd nach Mutter und Tante um, ihnen die gemachte Entdeckung zu zeigen. Diese sagen zu ihr: „Laß das, das ist für den Vater, leg' es wieder hin." Sie thut es, aber die Lüsternheit ist zu groß, sie nimmt es wieder und nascht es auf. Wohl bekomm's!

Am selben Abend wollte sie nicht einschlafen, da doch Alle müde waren und der Ruhe bedurften. Man ließ sie allein, um alle Zerstreuung von ihr fern zu halten, denn ihre Gesundheit hatte den Schlaf nöthig. Dann hörten wir es wieder schreien, die Mutter ging daher in die Nebenstube und lauschte, was es wohl gäbe, aber es ward wieder still, und um dem Kinde den Schlaf zu gönnen, zieht sie sich leise zurück. Ich hätte diese Zartheit des Mutterherzens gewiß nicht gehabt, ich wäre

auf das Verlangen der Kleinen nach Zerstreuung eingegangen, wohl nur um selbst noch mit ihr zu tändeln. Die Mutter aber sagte sich, daß ihr Kind wieder erwachen würde, wenn es sie erblicken würde, und darum versagte sie sich lieber den kleinen Genuß und zog sich behutsam zurück.

Die Idee der Pflicht, das Gefühl von Recht und Unrecht ist wohl zum ersten Male in ihr erwacht. Statt ihre Speise mit dem Löffel zum Munde zu führen, greift sie in ihr Schüsselchen, um zu essen. Man läßt es ihr hingehn, wie es bei andern Kindern wohl auch der Fall sein mag; sie ist ja noch so klein, sagt man sich. Da greift sie auch in die große Schüssel auf dem Tische, aus welcher man vorlegt. Es ist als ob sie sofort begriffen hätte, daß sie unrecht that; kaum macht mich die Mutter darauf aufmerksam, so mache ich ihr ruhig ernste Vorwürfe, sie aber bückte beschämt und verlegen das Köpfchen.

Der Mensch soll böse von Natur sein? Ich kann es nicht glauben; verkehrte Verhältnisse verkehren wohl später sein Herz, ein krankhafter Zustand mag auch sein moralisches Wesen angreifen und verstimmen, aber bei nachsichtiger Pflege wird auch sein moralisches Leiden geheilt werden.

Giebt es Abnormitäten? Ungeheuer, die trotz einer günstigen Umgebung das Empörendste vollbringen? Mich schaudert es daran zu denken; aber wenn es deren giebt, so sind es eben Abnormitäten, Mißgeburten, die in Widerspruch stehen mit der Natur.

Nein, der Menſch iſt gut geboren. Bertha liebt Alle, die ſie kennt: etwa weil ſie von ihnen nur Beweiſe der Liebe empfängt? oder weil ihre Bedürfniſſe ſie an Andre feſſeln? Allerdings macht die Liebe, die wir in That und Mienen zeigen, ihr Herz freudig; aber der liebende Ausdruck ihrer Bewegung und Geberden iſt ſo natürlich, daß die Liebe die wir ihr bezeugen, nur das ſchon Vorhandene in ihr erweckt.

Alle Elternherzen werden mich begreifen, wenn ich von der Freude ſpreche, die uns der Fortſchritt der Entwicklung macht, und wie wir nicht müde werden, auch die kleinſten, für den Eheloſen nichtsſagenden Beweiſe davon zu beobachten und uns zu merken, die für uns zugleich Beweiſe vom Daſein des Geiſtes ſind. Wir haben einen kleinen Schreihals im Hofe, ein Knabe von ein paar Jahren, der das ganze Haus erbeben macht. Da fragt man einmal Bertha: „Wie macht's denn Albert?“ Sofort macht ſie ſein Schreien nach. Wie hat ſie nur den Sinn der Frage, der Worte verſtanden?

Ein andres Mal ſagt man zu ihr und klatſcht dabei mit den Händen: „Wie froh bin ich!“ Sie hat das Wort gemerkt und begriffen; auf das Wort: „Zeig' uns doch, wie froh du biſt!“ ſchlägt ſie die Hände zuſammen.

Es iſt noch immer ein unerklärtes Räthſel geblieben, wie in dem Kopfe eines Kindes ſich das Verſtändniß des Abſtracteſten von der Welt, das Verſtändniß der Worte, der Sprache entwickelt.

Wir haben Beſuch bekommen. Die Freunde, die auf dem Gebiete des alten Karthago ihr Zelt aufge-

ſchlagen haben, ſind herübergekommen, um wieder einmal europäiſche Häuslichkeit zu genießen; ſie haben meine Frau als Kind gekannt und ſitzen nun an der Wiege, darin das Kind des Kindes liegt. Welches noch ſo geiſtreiche belebte Geſpräch des glänzendſten Salons kann ſich an zauberiſchem Reiz mit dem herzlichen anmuthigen Geplauder meſſen, das um die Wiege, den Blumenkelch, geführt wird, worin die junge Roſe knospet? Da tauchen die Erinnerungen aus der eigenen Kindheit im engen Heimathſtädtchen wieder auf, hinein weht der Sturm auf dem Mittelmeere, der heiße Wind der afrikaniſchen Sandwüſte, das Brüllen der Löwen durch die nächtige Stille, und all dem lauſcht das Kind mit großen ernſthaft klugen Augen zu, und ahnt nicht, daß Alle eigentlich nur ſeinetwegen da ſind, daß, während in der Erzählung ſich Nord und Süd und Oſt und Weſt durchkreuzen, Aller Augen auf ihm ruhen in liebender Bewunderung.

Ich war nicht dabei, aber die Scene ſoll ergreifend geweſen ſein. Unſer afrikaniſcher Freund ſaß heute morgen an der Wiege im Geplauder mit der Tante, er zieht ſeine Flöte hervor, die er fertig ſpielt, und fängt an derſelben liebliche Melodien zu entlocken. Mit weit geöffneten Augen ſitzt das Kind aufrecht da, ſeine Mienen ſind verklärt, ſein Athem ſtockt, ſein ganzes Weſen hängt an dem Inſtrument, und als nun der Freund aufhört, da hängt ſie ſich flehend, entzückt an ſeinen Mund, als könnte ſie da wie von einem Muſikquell die Töne ſchlürfen, die ſie bezaubert haben. So mächtig hatte die Kunſt noch nie zu ihrem Herzen geſprochen.

Auf's Neue fühle ich da, was ich ſchon einmal be-

merkt habe, daß man zu sehr die ästhetische Erziehung des Menschen vernachlässigt hat. Ein großer Fortschritt ist allerdings hier und da geschehen, aber die verschiednen pädagogischen Grundsätze liegen bis jetzt noch immer im Streite.

Die Kunst aber ist die offenbare Versöhnung von Geist und Natur, eine Offenbarung des göttlichen Geistes.

Mit der Natur, der schönen, der rastlos wechselnden Einen,
Liegt im liebenden Kampf ewig im Leben der Geist.
Bräutlich sträubt sich das reizende Weib; der kräft'gen Umarmung
Sieghaft lächelnd entspringt endlich die heitere Kunst.
Heilig ist sie, ein Echo von Gott; in harmonischer Schöne,
Satt in seliger Ruh, spiegelt in ihr sich das All.

Ja, sie ist schön die Kunst, sie ist göttlich. Zauberhafte Gärten voll paradiesischer Pracht läßt sie vor den entzückten Blicken auftauchen und das bekümmerte Herz trösten, wie die Wüstenwandrer die schillernde Fata Morgana; zu himmlischen Höhen entrückt sie den im Erdenstaub schmachtenden Geist. Aber schöner, beseligender noch als Polyhymniens wundervollste Symphonien bleibt das Familienconcert. Das habe ich auch einem andern Freunde nicht verschwiegen, der wie mein Gast nach Afrika, auch in die Fremde im fernsten Westen verschlagen, sich als geachteter Tonkünstler ein trauliches Heim errungen hat und den daher meine Worte um so mehr ergriffen, die ich bei einem Familienfeste, zu dem er mich eingeladen, an ihn richtete:

1.

Welcher der Künſte ich den Kranz ſoll geben?
Des Schönen Pulsſchlag lebt in ihnen allen;
Vor jener Venus in des Louvre's Hallen
Fühl' ich mein Herz in heil'ger Wallung beben,

Haucht auf die Leinwand Claude ſein Farbenleben,
Dann ſchwärm' ich in Elyſium zu wallen;
Und Worte, die des Dichters Mund entfallen,
Sind Adlerſchwingen, die gen Himmel heben.

Doch Alles was von Freuden und von Schmerzen
Je träumend ruht in unſrem tiefſten Herzen,
Das findet nur in Tönen eine Zunge.

Denn ſingt Muſik ihr Lied der Philomele,
Entzückt erkennt dann bei der Saiten Schwunge
Erſt ihre Mutterſprache unſre Seele.

2.

Wo iſt das Herz, das ihre Macht nicht zwänge?
Wie manchen Balſam in die Seele ſtreute,
Wenn ſie dem Unmuth, ſie dem Gram zur Beute,
Nicht ſchon der Segen ihrer Zauberſänge?

Und doch, du ſelbſt, der in dem Reich der Klänge
Als Meiſter waltet, ja bekenn' es heute,
Noch zaubriſchere Töne giebt's der Freude,
Womit umſonſt die Kunſt an Wohllaut ränge.

Denn in der Deinen feſtlich froher Runde,
O ſprich, wo iſt auf Erden und im Himmel
Eine Wonneklang, der je verglichen werde

Dem Wort der Lieb' aus treuer Gattin Munde,
Wenn in der Kinder jauchzendes Gewimmel
Des Heimchens Zirpen tönt am eignen Herde?

Es iſt jetzt ein Jahr her, daß ich zum erſten Mal ſeit ihrer Geburt verreiſt geweſen war; in dieſen Tagen war ich wieder auf kurze Zeit entfernt geweſen. Welcher Fortſchritt! Damals hatte ich mich allein des Wiederſehens gefreut, mein Kind war noch zu zart, um ſich der Zeitdauer recht bewußt zu werden. Dies Mal drückte ſie unverkennbar ihre Freude über meine Wiederkunft aus, ſie hatte mich alſo vermißt, ſie hängt an mir.

Daß ſie geht, iſt uns nun ſchon ganz zur Gewohnheit geworden, aber heute hat ſie einen Beweis von neuer Kraft gegeben. Bei der raſchen Bewegung des Gehens findet ſie ſchon das Gleichgewicht oder ſtellt es doch wieder her. Heute hat ſie zum erſten Mal etwas von der Diele aufgehoben, ſie bückte ſich danach und blieb feſt und ſicher ſtehen. Das iſt ein Stückchen Turnkunſt für ein Kind.

Und nun iſt es auch wahr geworden, was einſt die Mutter ſich ſo fröhlich als Zukunft vormalte, als ſie das Kleine munter in der Wiege zappeln ſah. „Und das wird einmal dem Papa die Hausſchuhe holen, wenn er nach Hauſe kommt," ſagte ſie. Heute hat ſie es gethan; ich fand bei der Heimkehr den einen Schuh nicht

und bat sie, mir ihn zu suchen; sie verstand meine Bitte und mit freundlicher, artiger Emsigkeit suchte sie, bis sie ihn fand, und brachte ihn mir.

Das war der erste Dienst, den mir mein Töchterchen geleistet hat. Wie anmuthig sind nicht die Hülfsleistungen, durch die sich die Töchter im Hause nützlich zu machen suchen! wie wird nicht die Häuslichkeit dadurch erheitert! Sinnig und zart hat dies die indogermanische Sprache erkannt und angedeutet; das Wort „Tochter," das die deutsche Sprache mit der griechischen und dem Sanskrit gemeinsam hat, bedeutete bei den Aryern, dem Urvolke, von dem wir alle abstammen, eigentlich „die kleine Melkerin." In der Urfamilie, deren Hauptbeschäftigung noch Viehzucht und Ackerbau war, konnte sich das kleine Mädchen nicht wohl nützlicher machen, als daß sie die Kühe molk.

Ja, die Tochter ist Schmuck und Helferin zugleich des Hauses. Nur zu sehr hat der Ruhm der Söhne, die die Welt mit dem Lärm ihrer Thaten erfüllen, die freundlichere, stillere Wirksamkeit der Töchter in den Schatten gestellt. Von Antigone an bis heute hat diese fromme, milde Wirksamkeit die kränkelnde Mutter unterstützt, den bekümmerten Vater getröstet, den irrenden Bruder heimgerufen, die entzweiten Eltern versöhnt, die murrenden Diener besänftigt, das ganze Haus beglückt und verschönt, und noch nie ist sie genug gepriesen worden. Und wenn sich die Tochter nun aufrankt an dem alternden Vater, wie stattlich steht er da, wie lacht sein Herz; und ist sie nun gereift zur reizenden Jungfrau, dann sieht der Vater in der Tochter die Geliebte

seiner Jugend, die schöne Mutter, wieder erblüht und das schneeige Haar des Greises schmücken auf's Neue die Rosen des Lenzes.

Und da sucht ihr herum im Leben nach Poesie, nach romantischer Aufregung, lest alle Romane durch, um euch über die Prosa der Alltagswelt hinwegzusetzen oder sucht in Folianten nach Stoff zu Gedichten. Als ob nun auch Alles in Verse gesetzt sein müßte! als ob ein geordnetes Dasein nicht ein ebenso poetisches Kunstwerk wäre, wie nur irgend ein Epos oder Drama! Muß es denn aber sein, so lernt ihr die edle Kunst nicht in Meistersingerschulen, noch in Gottsched's Auditorium; ein Ragout aus Andrer Schmaus zu brauen ist Alles, was sie euch lehren; das Leben allein ist der wahre

Gradus ad Parnassum.

Nie wird nur aus Büchern schäumen
Dir der Quell der Poesie,
Selbst dein Herz im tiefsten Träumen
Taucht auf seine Tiefe nie.

Was du schaust und forschest drinnen,
Das ist nur ihr Widerschein,
Und das Leben, nicht das Sinnen
Ist die Poesie allein.

Ihm drum mußt du hin dich geben,
Oeffnen Ohr ihm und Gesicht,
Und ein jedes Menschenleben
Rundet sich dir zum Gedicht.

Das Geheimniß unſers Weſens hat mich heute wieder ganz in Anſpruch genommen, gerade am Kinde tritt das große Räthſel des Geiſtes am ergreifendſten auf, aber auch das Kind ſcheint mir der beredteſte Prophet für die Selbſtändigkeit des Geiſtes, für deſſen göttlichen Charakter zu ſein. Wie erklärt es ſich, daß das Kind Worte verſteht, die es noch nie gehört hat, die es wenigſtens noch nicht in dieſer Verbindung gehört hat? Auch das Thier, das der Menſch zähmt, folgt ſeinen Worten, aber dieſe Worte ſind ihm oft wiederholt, von Schlägen oder Geberden begleitet, mit einer ſtarken Betonung ausgeſprochen worden. Hier aber handelt es ſich um ruhig ausgeſprochene Laute, die nicht einmal zu dem Kinde, ſondern nur vor ihm, jedoch mit Bezug auf daſſelbe geſprochen wurden.

Ich hatte ſie nach Tiſche auf dem Schooße und war einen Augenblick mit ihr allein; ich zeigte ihr das Schattenbild eines hölzernen Hundes an der Wand, dann ſpielte ſie ſelbſt damit. Plötzlich nahm ſie den Hund haſtig in die Hand und ſtieß damit in Einem fort auf den Tiſch; ich nahm ihn ihr weg, indem ich ſagte: „So zerbrichſt du ihn.“ Darüber kam die Mutter wieder und ſagte, ihr den Hund hinhaltend: „Laß ſie doch damit ſpielen“. „Nein, antwortete ich ohne alle Härte im Tone, ſie wird ihn nur zerbrechen, leg' ihn nur hin.“ Kaum hatte ich geſprochen, ſo fing das Mädchen an zu weinen, und daß ſie über mein Verbot weinte, ging daraus hervor, daß ſie den Hund nicht annahm, als ihn die Mutter ihr entgegenhielt.

Des Nachmittags erhielt ich auf's Neue die Bestätigung einer frühern Beobachtung. Ich brachte ein Witzjournal mit nach Hause, auf dessen Titelblatt eine große Carrikatur sich befand. Als mein Kind das verzerrte Gesicht sah, stieg ihm das Blut zu Kopfe, es war ganz aufgeregt und mit groß offenen starren Augen stieß es das Bild von sich.

Welche Lehre gab es mir, mir und Allen, die durch abgeschmackte häßliche Gesichter Kindern einen Spaß zu machen glauben. Nur am Schönen freut sich das Kind in seiner Natürlichkeit; bilden wir diesen Schönheitssinn in ihm aus, verderben wir ihn nicht durch Ungestalten.

Es gab heute einen hübschen Auftritt. Ohne Zweifel um sich bei mir beliebt zu machen, mir ihre freundliche Liebe zu zeigen, brachte sie mir allerhand Sachen, die ich annehmen sollte, zuletzt auch eine Haarbürste. „Nein, sagte ich, das ist nicht reinlich," und wies sie zurück. Darüber vergoß sie Thränen; sie fühlte sich gewiß gekränkt.

Und nun Verstand und Sprache sich mehr und mehr entwickeln, nun schon Gespräche in gewissem Maße möglich werden, welch lieblicher Verkehr bildet sich nun zwischen ihr und uns.

Sie wollte der Mutter in's Schlafzimmer folgen, ich saß noch bei Tisch und wollte von ihr erst einen Kuß haben; sie glaubte, daß ich sie zurückhalten wolle, und antwortete neckisch: Nein!, sie weigerte sich auf spaßhafte Weise. Unterdessen hat sie sich in eine Ecke zurückgezogen, ich sage zu ihr: „Wenn du mir keinen Kuß

giebst, ſo bleibſt du zur Strafe in der Ecke.“ Augenſcheinlich ſinnt ſie nach, dann kommt ſie von ſelbſt und giebt mir den Kuß. Es war alſo in ihrem Kopfe eine logiſche Schlußfolgerung vorgegangen, mein Bedingungsſatz hatte ihr Nachdenken herausgefordert, offenbar hatte ſich eine abſtracte geiſtige Thätigkeit in ihr vollzogen.

Dann am Abend geht ſie zu Bett, ohne Mutter und Tante geküßt zu haben. Die Tante ſagt für ſich, nachdem Bertha bis an ihr Bettchen gegangen iſt und ſich mit einem ſchalkhaften Nein! zurückgezogen hat: „Was habe ich doch für ein undankbares Mädchen! ich habe ſie ſo gut gepflegt und ſie ſagt mir nicht einmal gute Nacht.“ Die Mutter ſagt daſſelbe und fügt hinzu: „Ich bin gewiß, Bertha kommt von ſelbſt uns den Gutenachtkuß zu geben.“ Es vergeht eine Minute, während der Bertha ernſthaft überlegt, dann ſteht ſie von ſelbſt auf und giebt den Kuß.

An's Bettchen war ſie gegangen, ja wohl, die Wiege hat ſie nun verlaſſen, um ſie dem kommenden Schweſterchen einzuräumen. O wunderbare ſchmerzlich ſüße Erregung, in die mich dieſer Gedanke verſetzt! Der erſte Kindertraum iſt vorüber, das freundliche Lager, auf dem das Neugeborne den erſten Schlummer verträumt hat, umfängt nicht mehr die zarten Gliederchen!

Noch hat kein Dichter die ganze Poeſie der Wiege ausgeſungen. Kleine freundliche, erſte Umhüllung des Menſchen, wie lieblich biſt du! Alle Genien der Unſchuld und reinen Freude umflattern dich, huſchen in die Falten deiner weißen Vorhänge, lauſchen in dem anmuthigen Verſteck auf die Lieder und die Liebkoſungen der zärtlich

ſorgenden Mutter und gucken daraus mit frommen neugierigen Augen auf das liebliche Kind, das da ſchlummert in ſeligem Vertrauen, in himmliſcher Ruhe und Zuverſicht.

Und wie das Kind in dir die ſüßeſten Träume verträumt, ſo biſt du auch die Stätte der ſeligſten Wonne für die Eltern, die an deinem Rande über das köſtliche Kleinod ihrer Liebe wachen. Nichts auf Erden hat mehr Reiz für ſie als du, hier iſt das Paradies, denn hier weilt jene heilige lächelnde Unſchuld der erſten Menſchen, die nicht wußten, daß ſie nackend waren, hier leuchtet noch immer die Klarheit des Himmels, hier vereint die reinſte Liebe die glücklichſten Menſchen, hier iſt ein Tempel der Gottheit.

Und leider kein Menſch bewahrt die Erinnerung an die ſelige Zeit, die er in der Wiege verträumt hat, Keiner weiß ſpäter etwas von den heiteren Spielen mit Vater und Mutter, die damals ſeines Lebens früheſten Morgen erheiterten; nicht ein leiſes Echo iſt dem Menſchen geblieben von den lieblichen Liedern, mit denen die Mutterlippen ihn damals in Schlummer wiegten.

Noch einmal denn, mein Kind, vernimm ein ſolches Wiegenlied, das einer der gefühlvollſten deutſchen Dichter, Joh. Georg Jacobi, ſo recht aus dem Herzen einer Mutter herausgeſungen hat:

Schlumm're, Liebchen, biſt noch klein,
Weißt vom ſchönen Sonnenſchein,
Weißt vom Strahl des Morgenlichts
Und von Wald und Blumen nichts:
Liebchen, ſchlumm're, werde groß!
Sollſt es ſehn auf meinem Schooß!

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen, frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blüh'n;
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst du froh im Morgenwind:
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und du fühlst den Morgenkuß.

Lieb'chen, schlumm're, wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth;
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Bei'm Gesang der Nachtigall.

Unter'm Nachtigallenlied
Kommt der helle Mond und sieht
Mild herab auf dich und mich;
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir,
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist wo jener Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: „Gott ist hier!"

Und nun ſie der Wiege entwachſen iſt, nun ſie das erſte wirkliche Bett zum Lager erhalten hat, kann ſie auch ſchon an eine Reiſe denken. Unſere Freundin kam aus der Heimath unſrer Tante zurück und brachte die Bitte der Großmutter, der Urgroßmutter meiner Tochter, recht bald zum Beſuch zu kommen. „Aber, hatte letztre hinzugefügt, ohne Bertha braucht ſie gleich gar nicht zu kommen.“ So hängt ſie an der Urenkelin, nur um des Kindes willen macht ſie die Einladung.

Ein heiliger Schauer überfällt mich bei dieſer Botſchaft. Aus der fernen Vergangenheit, die ſchon längſt der Geſchichte anheimgefallen iſt, reicht die Greiſin, die aus dem Schatz ihrer Erinnerung die Werke unſerer Hiſtoriker durch anziehende Einzelheiten ergänzt oder erläutert, der Urenkelin in die ferne Zukunft hinüber die Hand; ſichtbarlich und doch geheimnißvoll verketten ſich die entfernteſten Geſchlechter, und wenn ich das Räthſel des Lebens überdenke, ſo finde ich keine andere Antwort, als: es iſt die Ewigkeit ſelbſt.

Die erſte Reiſe! Was drängt ſich Alles darin zuſammen, welche Unzahl von Ausſichten und Hoffnungen eröffnet ſich auf ihr vor dem jungen Wandrer! Da liegt ſie nun ausgebreitet, die große, reiche Welt, in die der neue Menſch hineinzieht, darin er leben und wirken wird, darin ihm Freuden und Genüſſe, vielleicht auch Sorgen und Enttäuſchungen winken, darin er ſich anbauen ſoll. Noch lacht er ihr ſelbſt, unerfahren, entgegen; es iſt ſchön, daß er mit Vertrauen in ſie tritt, denn darauf ſtützt ſich der Muth; die Gefahren kommen ſchon, Hinderniſſe, wohl auch Feinde treten ihm ent-

gegen; wenn er dann nur das Vertrauen zu sich selbst bewahrt, so ist er geborgen, denn nur der Gute hat dies und der Gute steht im Bunde mit Gott.

Sorge, mein Kind, daß dir dies nie mangle, daß der Spiegel deiner Seele rein bleibe wie jetzt, da sich zum ersten Mal die weite Welt darin abmalt!

Ein altes Sprichwort sagt: Aller Anfang ist schwer. Nichts ist falscher. Goethe sagt dagegen, und er hat Recht: „Aller Anfang ist heiter; die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn."

Mit jedem neuen Mitglied einer Familie geht auch den Eltern eine neue Lebenssonne auf und verschönt [illegible] eigenen Tage. Je bejahrter aber man ist, um so wärmer küßt uns der junge Strahl, und so schreibt uns denn auch die Tante, die das Kind hinüber begleitet hat: „Wir verleben glückliche Tage, Großmutter ist stolz auf ihre Urenkelin: alle Bekannte kommen bei uns an und wollen die Kleine sehen."

Großmama vergißt [illegible] Blumen und Vögel zu pflegen, die Freude und den Trost ihrer Witwenentsamkeit. Hat sie doch die schönste lebendige Blume in dem Kinde vor sich, und sein holdes Geplauder klingt ihr lieblicher als alles Getrüller und Gezwitscher der Finken und Zeisige.

Aber wir Zurückgebliebenen fühlen die Einsamkeit schmerzlich. Das Kind ist ein Bindestrich zwischen den Gatten, aber es ist auch eine Linie der Trennung. Wie wieder genügen sich die lebendigen Gatten allein, sobald

ihnen ein Kind geboren iſt; in dieſem finden ſie ſich von nun an wieder. Und ſo erwarteten wir mit Ungeduld im Bahnhofe den Zug, der ſie zurückführte, und der Vater ließ ſich von dem Dienſtmädchen die ſüße Laſt nicht abnehmen, auf ſeinen Armen trug er ſie heim.

Horch, wie, fröſtelnd durch's Mark, durch die Scheite die Sägen dort kreiſchen!
Schaurig ſüßes Gefühl, traulicher Winter, du nahſt!

Als Student parodirte ich einmal mit dieſen Worten die bekannten Verſe von Uhland; aber die Parodie meint es gut. Im Frühling vertheilen ſich die Menſchen in die neu aufblühende Welt, zerſtreuen ſich, trennen ſich wohl gar. Im Winter ſchließen ſie ſich eng aneinander; was Schiller von der Abendzeit ſagt, gilt für den ganzen langen Abend des Jahres, den Winter. Um des Lichts geſellige Flamme ſammeln ſich die Hausbewohner. Nicht nur die Plaudereien werden da herzlicher, auch die redenden Künſte finden in dieſer Jahreszeit die ſchönſte Pflege.

Vor Allem aber ſchließt ſich der Familienkreis im Winter traulicher zuſammen. Es iſt als ob, während draußen der Sturm tobt und der Schnee durch die Luft wirbelt, ſich die Herzen gegenſeitig an einander erwärmen wollten, wenn in den langen Abenden die Glieder der Familie um den Tiſch vereinigt ſitzen, auf welchem die freundliche Lampe brennt. Während am Fenſter die Eisblumen ſtarren, blüht in dem trauten Gemach das Gemüth des Menſchen um ſo ſchöner auf und ſcheint,

eine würzige Blume, von all den Düften erfüllt, die es im Frühling und Sommer eingesogen hat.

Für uns aber hat der Winter einen neuen Reiz, denn bald soll eine neue Blume im Garten unserer Häuslichkeit erblühen, zu dem Erstgebornen ein zweites Kind sich gesellen. Und wie ich so mit der glücklichen Mutter vor der Wiege stehe, die auf dasselbe wartet, und wir dieselbe unter fröhlichem Gescherze ordnen, da hat Bertha an der Thür gelauscht, das Alles ist ihr aufgefallen, sie zupft die Tante bedeutungsvoll und doch wie mit Geheimnißkrämerei am Kleide, daß sie ihr folgen soll, und nun sind die glücklichsten Menschen vereinigt im engsten Raume.

Ich sah einmal — es war auf verschiedenen Ausstellungen ausgestellt — ein liebliches Gemälde von einem belgischen Maler, Willems, mit der Aufschrift „der Verlobungsring." Ein junger Mann steckt an den Finger der sanft erröthenden Braut den goldnen Reif, der sie beide einander versprechen soll; Alles um sie her athmet Glück und heitern idyllischen Frieden; es ist ein glückliches Paar.

Aber seliger als der süße Rausch der Verlobung, da die jungen Herzen in den Träumen von wonniger Zukunft schwelgen, ist der Bund der Ehe, wenn um die treue Gattin die blühenden Kinder aufwachsen und Eines um das Andere wetteifert in beglückender Liebe. Denn die Krone der Schöpfung ist nicht die reizende Jungfrau in dem Prangen der Jugend, noch weniger jene stolze Dame, die in der glänzenden Gesellschaft durch ihre üppige Schönheit zu bezaubern sucht und mit eitler Selbstgefälligkeit nur ihr eigenes Bild in den Augen

der Bewunderer sich spiegeln sieht; nein, es ist „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, im häuslichen Kreise," wie sie Schiller mit homerischer Würde und Einfalt schildert, und wie sie ein moderner, französischer Dichter, Boulay-Paty, in folgendem Sonett feiert:

Sie drückt, die sie gesäugt, die Söhn' in ihre Arme,
In Zärtlichkeit schmilzt hin ihr ganzes Mutterwesen,
Nur Sorg' und Liebe ist in Zug und Blick zu lesen,
Und all ihr Herz verhaucht ihr Kuß, der seelenwarme.

Froh bei der Kinder Glück, weint sie bei ihrem Harme;
Es ist die Weltlust nie von Reiz für sie gewesen;
Beglückt und heißgeliebt im Kreis der theuren Wesen,
Was kümmert sie die Welt, die weite, ach! die arme!

Wie steht sie doch so hoch ob den koketten Frauen,
Die, ihren Kindern fremd, nur auf Eroberung schauen,
So hoch ob ihnen da in edler Einfachheit!

In dunkler Nacht erglänzt der Diamant, der reine;
So leuchtest, ein Rubin in keuschem Liebesschreine,
Häusliche Mutter, du in deiner Dunkelheit.

Da scholl vom lauten Forum der Welt, wo die Parteien sich streiten und bekämpfen, ein sonderbarer Ruf in das enge Heiligthum meines häuslichen Glückes, der Ruf der Frauen nach dem Besitz der staatsbürgerlichen Rechte, nach politischer Gleichstellung mit den Männern. Ich muß gestehen, in diesem Augenblick ist dieser Ruf für mich ein schriller Mißklang, er ist mir sogar unverständlich. In der wahren Ehe kann ein

ſolcher Ruf gar nicht aufkommen, denn in derſelben bilden Mann und Frau Ein Weſen; wo dies nicht der Fall iſt, haben fremde Beweggründe die Ehe geſtiftet.

Es iſt mir geradezu etwas Ungeheuerliches, Mann und Frau nach verſchiednen politiſchen Parteirichtungen hin auseinander gehen zu ſehen, den Parteikampf in die Häuslichkeit getragen zu ſehen, wo nur die Verſöhnung walten ſoll. Mögen ſich die künftigen Gatten in jeder Hinſicht vor dem Schließen des Bundes prüfen, auch in politiſcher, ob ſie zuſammenharmoniren; aber in der Ehe herrſche die Eintracht! Ich hoffe, daß Deutſchland vor dieſer ungeheuerlichen Verirrung bewahrt bleiben wird.

Sie iſt da. Wer? Nun, das kleine Schweſterchen, das wir erwartet haben, die künftige Geſpielin unſrer Bertha. Es muß ſo ſein. Eine wird zu ſehr verzärtelt, wird zum Abgott; wenn ſich die Liebe auf mehrere Kinder vertheilt, wird ſie gerechter. Schwächen und Fehler, die man überſah, treten durch den Vergleich an's Licht; die zu große Nachſicht, die man für die Einzige hatte, wird auf ein rechtes Maß zurückgeführt, ſobald man bei der Zweiten Tugenden, Liebenswürdigkeiten, Reize entdeckt, die der Erſten fehlen. Und dann liebt man die Eine nicht mehr als die Andre, ja „Beide ſind ſie uns gleich liebe Kinder," wie Schiller ſeinen Tell ſagen läßt. Und nun ſtehe ich an deiner Wiege, mein liebes zweites Töchterchen, und ſchaue dem Wunder deines Lebens zu, wie vorher dem Leben deiner Schweſter. Du biſt ruhiger, ſtiller als ſie, und ich ſuche nach Worten, die mir meine Gefühle klar machen ſollen. Und ſiehe,

da kommt der geniale Friedrich Hebbel, der gewaltige Tragöde, und reicht mir sein Lied „Auf ein schlummerndes Kind“:

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst:
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?

Mein Herz ist voll Jubel über das wachsende Glück, und heute ist Schiller's Geburtstag. Da schlage ich seine Gedichte auf und lese zu seiner Feier und zur Feier meines Glückes sein wonnetrunknes Lied an die Freude. Alle Genüsse, alle Freuden, die höchsten himmlischen wie die irdischesten, vermählen sich darin zur hinreißendsten Symphonie, flößen dem Verzweifeltsten neuen Muth ein und begeistern Alles, was da lebt und athmet mit fühlender Seele, zur edelsten Tugend, zum heiligen Aufschwung zu Gott.

Ja, was den großen Ring bewohnet, huldige der Sympathie! sagt der Dichter, denn alle Menschen werden Brüder, wo der Freude Flügel weilt. Und dann fährt er fort:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und —

aber lese ich recht? Hat er nicht gesagt: „Alle Menschen werden Brüder, wo der Freude Flügel weilt?“ Ruft er nicht Alles auf, was den großen Ring bewohnt, der Sympathie zu huldigen? Und plötzlich, wo er alle Glücklichen aufruft in den großen Ring zu treten, grade da stößt er den Unglücklichsten auf Erden, den Einsamen, unerbittlich mit seinem Gram und Jammer im verstörten Herzen aus den frohen Reihen hinaus in die kalte Finsterniß, denn er spricht:

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund!

Aber steht das nicht in geradem Gegensatz zu seinen eigenen späteren Worten? Denn er sagt bald darauf:

Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun!

Ganz gewiß sind die obigen harten Worte ein grausamer Widerspruch mit dem Grundton des ganzen Gedichts, und wären unbegreiflich, wenn man sie aus dem Gemüthe des Dichters, nicht aus seiner dichterischen Natur und Anlage erklären wollte. Nach meiner Meinung mischte sich in dem Augenblicke des Schaffens sein dramatischer Genius in den lyrischen Erguß. Alle die

die Wonne der Sympathie empfinden, die Freunde eines Freundes, die Gatten eines holden Weibes erſcheinen auf den Ruf des Dichters; da findet ſich plötzlich in der frohen Menge ein Unglücklicher, den Widerwärtigkeiten irgend welcher Art verhindert haben eine gleichgeſtimmte Seele zu finden, mit der er ſympathiſiren könnte; er fühlt ſich einſam in der jubelnden Schaar, deren Glück, ihn ſeine Einſamkeit um ſo ſchmerzlicher empfinden läßt, und weinend ſtiehlt er ſich hinweg aus dem Bunde der Freude.

So erſchien dies gewiſſermaßen als Scene eines Theaterſtückes dem dramatiſchen Dichter, und der lyriſche hat ſich von ihm überrumpeln laſſen. Können wir's aber gelten laſſen? Können wir die Hartherzigkeit haben, in dem Augenblick, wo uns die Sympathie mit einem uns liebenden Weſen mit der ſeligſten Freude erfüllt den unglücklichen Einſamen von uns weg in ſeine Einſamkeit zu verſtoßen? Nein,

Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit uns Frohen ſich erfreun!

Wir, denen der große Wurf gelungen iſt, eines Freundes Freund zu ſein, wir, die wir ein holdes Weib errungen haben, wir wollen, daß alle Welt ſich mit uns freue, und rufen Alle auf, ſich uns anzuſchließen,

Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer einſam noch, der wähle,
Finde ſie in unſerm Bund!

Diese Aenderung des Schiller'schen Textes brachte ich, mein liebes zweites Töchterchen, wenige Tage nach deiner Geburt in meine Ausgabe von Schiller's Gedichten an. Sie sei dir eine stete Mahnung zur frommen Sympathie mit deinen Mitmenschen, mit den Nothleidenden besonders. Sympathie ist ja dein eigentlicher Beruf, denn damit deine Schwester eine Gefährtin habe, deswegen hat dich Gott in's Leben gerufen. Zu Zweien sollt ihr durch's Leben wandeln, wie Antigone und Ismene, vielleicht wohl gar — denn der Grazien sind drei — dereinst zu Dreien. Liebt euch unter einander als treue Schwestern und habt auch stets ein zartes Mitgefühl mit den andern Brüdern und Schwestern der großen Menschenfamilie, wenn ihr sie einsam seht und verlassen. Denn die Sympathie mit unsern Nebenmenschen leitet zu den Sternen, „wo ein lieber Vater wohnet."

Die Beschäftigung mit der kleinen Schwester zieht mich doch ein wenig von der Beobachtung der älteren ab; es freut mich wieder die Scenen zu durchleben, die mich im vorigen Jahre mit Freude und Bewunderung erfüllten. Das Wachsen der Erstgeborenen scheint neben dem neuen Leben an räthselhaftem Reiz zu verlieren, die sich mehrenden Mühen und Sorgen stören oder erschweren auch die Beobachtung. Wohl kommen dann freundliche Scenen und Bilder, wo die beiden zarten Existenzen schwesterlich in einander spielen; aber im Allgemeinen ist doch die ältere der jüngeren zu weit voraus, um mit ihr schon zu verkehren, zu spielen. An dem Weihnachtsbaume war die Freude noch unverhältnißmäßig vertheilt, nur Bertha hatte den rechten Genuß; aber sonderbar, beim Eintritt

in das hell erleuchtete Zimmer empfand ſie vielmehr einen Schreck vor den vielen Lichtern, bis dann die kleinen Puppen und Spielſachen ihren Geiſt erheiterten.

Eine der liebſten Unterhaltungen, die wir an den beiden Lagern führen, betrifft die Verſchiedenheit der Anlagen und des Gemüthes, und wir fragen uns dann, was wohl der Einen mehr zuſagen, womit die Andere ſich lieber beſchäftigen werde. Der Gaben ſind ja mancherlei, aber eine jede hat ihren eigenen Reiz, und Elternherzen lieben ihre Kinder alle gleichmäßig. Nicht ſo Fremde, z. B. Lehrer, Lehrherren, die natürlich die liebevolle Nachſicht der Eltern nicht haben, die oft ſchablonenmäßig nach ihrer Hausregel urtheilen, worein ſich das fremde Kind nicht allemal fügt. Es mag ſchwer zu vermeiden ſein — verſtändigen gemüthsvollen Lehrern und Lehrherren gelingt es zuweilen mit mehr oder minder Glück —, aber dieſe gleichmäßige Behandlung der verſchiedenſten Anlagen und Charaktere verbittert wohl mancher jungen Menſchenſeele das Gedeihen. Von einem angenommenen Prinzip, einer vorgefaßten Meinung ausgehend, will man danach Naturen regeln, die vielleicht nach der entgegengeſetzten Richtung hin neigen. In keinem Fache ſollte mehr der Individualität Rechnung getragen werden als in der Erziehung, in keinem geſchieht es wohl weniger.

Den armen Mädchen namentlich macht das viel zu ſchaffen. Unſere Zeit verlangt viel Kenntniſſe und dieſe ſollen die Mädchen gerade in dem Alter erwerben, wo eigentlich das leibliche Gedeihen mehr gefördert werden ſollte, wo der zarte Organismus gerade die größte Behutſamkeit in der Pflege verlangt. Nun giebt es in zahl-

reichen Familien faſt immer eine Tochter, die durch größere geiſtige Anlagen glänzt, während die andern mehr Vorliebe und Geſchick zu den ſogenannten Arbeiten der Wirthſchaft zeigen; und Niemand denkt von den Letztern darum geringer. Jetzt aber kommen ſie in die Schule, wo nach einem ſtarren Programm ein gewiſſes Penſum alljährlich abgehaspelt wird. Bei dem geiſtig glänzendern Mädchen iſt dem Lehrer die ihm vorgeſchriebene Arbeit leicht geworden, bei dem andern Mädchen aber, das mehr zu wirthſchaftlichen Tugenden hinneigt, wird dem Lehrer, der auch nach der Schablone beurtheilt wird, ſeine Aufgabe ſehr erſchwert, und dem armen Opfer der Schule die Kindheit recht verbittert. Da fallen nun die härteſten liebloſeſten Urtheile über das Mädchen. Unverſtand! Iſt es denn unbedingt nöthig, daß jedes Mädchen alle Wiſſenſchaften und Sprachen erlernt? kann ſie ſich im Leben nicht anderswie nützlich machen?

Einer der größten Dichter und Menſchenkenner, Molière, hat ſogar den letztern, den wirthſchaftlichen, den Vorzug vor den „gelehrten Frauen" gegeben. Freilich hat im ſelben Jahrhundert Fénelon die erſten Grundlinien für den höhern Unterricht des weiblichen Geſchlechts gezeichnet, und Beider Zeitgenoſſin, Frau von Sévigné, „die chriſtliche Philoſophin", wie man ſie genannt hat, hat gezeigt, wie ein weibliches Gemüth mit der gefühlvollſten Zartheit die ausgebreitetſten Kenntniſſe verbinden kann, ohne nur im Geringſten gelehrte Pedanterie zur Schau zu tragen.

Zwar iſt in unſerer Zeit die Frage nach dem Erwerb auch an das weibliche Geſchlecht herangetreten und hat dies gezwungen zu Beſchäftigungen zu greifen, die

bisher nur des Mannes Antheil waren. Dem Verfaſſer dieſes Tagebuches hat dies immer ein Nothbehelf geſchienen, der natürliche Beruf des Weibes iſt und bleibt immer der: Hausfrau und Mutter zu werden; zu bedauern ſind diejenigen Mädchen, denen unglückliche ökonomiſche Verhältniſſe es ſchwer oder unmöglich machen, dieſe Aufgabe zu erfüllen. Es liegt ſogar Gefahr darin, daß das Eintretender Frauen in Wirkungskreiſe der Männer immer mehr überhand nimmt, die ganze ökonomiſche und ſociale Ordnung droht auf den Kopf geſtellt zu werden.

Außerdem fangen die Gefahren der ſogenannten weiblichen Bildung faſt an, größer zu werden als deren Vorzüge. Unfruchtbare Eitelkeit, Untauglichkeit zu der Erfüllung der unumgänglichen häuslichen Pflichten zeigen ſich ſchon da und dort. Da iſt es denn um ſo dringender geworden, das rechte Maß zu halten. Geht doch unſer Goethe, dieſer erfahrene Weltmann und tiefe Denker, deſſen Gretchen übrigens den gelehrten Fauſt gerade durch ihre unwiſſende Naivetät ſo entzückt, ſo weit, daß er in einer köſtlichen Epiſtel aus der glücklichen Wirthſchaft alle Bücherei hinauswirft. Was ſagen denn unſre gelehrten Schriftſtellerinnen dazu, die die weibliche Bildung (ſie meinen damit die Kenntniſſe in Wiſſenſchaften und Sprachen) nicht hoch genug treiben können? Sie haben die Stelle gewiß ganz vergeſſen; ich will ſie daher zu ihrer Beachtung herſetzen. Auch zu eurem Troſte, meine lieben Töchter, wenn ja Eine von euch wenig Anlage dazu verſpüren ſollte, Doctorin der Philoſophie oder Medicin zu werden und ſich lieber in Küche und Keller, in Hof und Garten tummeln wollte. Folgendes ſind die Verſe von Goethe.

Epiſtel von Goethe

Die Mädchen ſind gut und machen ſich gerne
Was zu ſchaffen. Da gieb nur dem Einen die Schlüſſel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters beſorge, ſobald ſie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu ſchaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fäſſer und Flaſchen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Moſtes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blaſen
Leicht die Oeffnung des Faſſes erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelſte Saft ſich künftigen Jahres vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann zu füllen, zu ſchöpfen,
Daß ſtets geiſtig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der Andern die Küche zum Reich; da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die ſchnatternden Enten zu füttern.
Alles was ihr die Jahreszeit giebt, das bringt ſie bei Zeiten

Dir auf den Tiſch und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern,
Und mißlingt ihr etwas, dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurückläßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.

Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Geſinde.

Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müßige Damen erſcheinen.
Wie ſich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waſchen und Bügeln,
Hundertfältig, ſeitdem in weißer arkadiſcher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Goſſen kehrt und Gärten, und Staub erreget im Tanzſaal!
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hauſe,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich Arbeit
Selber genug, es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet.

Das ſtimmt nun freilich nicht mit der frommen Idylle von Bethanien zuſammen; da hatte die wirthliche Martha wohl viel Sorge und Mühe, aber die andächtige Maria hatte das gute Theil erwählet. Es war auch von Goethe nicht gar ſo ernſt gemeint. Auch die liebendſten Herzen können nicht immer von ſich allein reden, die Unterhaltung bedarf der Nahrung und da iſt denn einige Beleſenheit wohl am Platze, um die Lücken auszufülleu, wenn das Geſpräch einmal in's Stocken geräth. Und was unſre Dichter Gutes und Großes geſchaffen haben, veredelt die Herzen und den gegenſeitigen

Verkehr. Wenn die junge Gattin in „Hermann und Dorothea" die wunderliebliche Stelle von dem Zusammentreffen der beiden glücklichen Wesen liest, die Gott für einander bestimmt hat, die er zusammengeführt hat aus der weitesten Ferne, flüchtig das eine, heimisch das andre, und deren Vereinigung welterschütternde Ereignisse herbeiführen mußten, wenn sie nun an die Worte kommt:

Also sprach sie, und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt, und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug, und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und winkten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.

— dann, des eignen Schicksals gedenkend, neigt sie wohl sinnend das schöne Haupt und darauf, es wieder erhebend, blickt sie lächelnd den Gatten an, mit dem der Himmel sie gleich wunderbar zusammengeführt hat. Sind diese Augenblicke, wo das eigene Glück sich im fremden Kunstwerk spiegelt, wo die Dichtung des großen Genius ungeahnt dies eigene Glück mit allem Zauber der Poesie verklärt, nicht Augenblicke seliger Ueberraschung? Ist es da nicht, als ob eine heilige unsichtbare Macht von himmlischer Höhe herab auf die Stirn der beiden Gatten den Kuß der segnenden Weihe drücke?

Gewiß, gute Bücher sind gute Freunde, und die Bereicherung des Geistes mit den Schätzen der Literatur beglückt auch das Gemüth und vermehrt die geselligen Freuden.

Aber wir leben nicht für uns allein, wir gehören zugleich der Welt an, und außer der litterarischen Bildung, der wir künstlerische Genüsse und Stunden der Erhebung verdanken, bedürfen wir auch eigentlicher Kenntnisse. Bei dem ungeheuern Weltverkehr, der bald uns in die Ferne, bald entfernte Fremde zu uns führt, brauchen wir auch Sprachkenntnisse, und so sollen denn auch meine Kinder sich die drei Weltsprachen, Deutsch, Französisch und Englisch, aneignen. Neben dem Deutschen sollen sie vorerst das Französische lernen, gerade wegen der großen Verschiedenheit des Geistes der beiden Sprachen; das verwandtere Englische folgt dann später. Es gelingt auch den Kleinen.

Und hier mache ich nun eigenthümliche Beobachtungen. All die Mannigfaltigkeiten der Wortbildung, die von den Philologen bei dem Studium todter Sprachen studirt werden, sie finden sich in dem lebenden Munde jedes Kindes wieder, das eben zu sprechen anfängt. Wie schon gesagt, bei dem Kinde soll der Gelehrte in die Schule gehn.

Ich mache diese Bemerkungen besonders, wenn Bertha das Französische nachspricht, das den Lippen auch leichter wird. Die sogenannte Reduplication (posco, poposci) kann jede Mutter fortwährend an ihrem Kinde beobachten. Die Versetzung oder Umstellung der Laute innerhalb eines Wortes, wonach z. B. aus dem Lateinischen vervex das französische brebis, aus forma das französische fromage geworden ist, ist ganz der Jugend eines Volkes und somit auch dem kindlichen Alter angemessen, denn sie beruht, neben der Wahlverwandtschaft der Laute, besonders auf unsicherer Auffassung, und so

ſagt auch Bertha nicht gamin nach, ſondern maguin, nicht couper, ſondern pouqer.

Intereſſanter war mir die Mutation der Conſonanten; ſtatt Vater ſagt ſie Tader, ganz wie die keltiſche Sprache in der Bretagne tad für pater ſagt. Daß die „flüſſigen" Conſonanten von ihr verwechſelt werden, war leichter erklärlich, ſo ſpricht ſie calotte ſtatt carotte, bolhomme ſtatt bonhomme. Und wie r mit ſ wechſelt (wie z. B. aus Frieren der Froſt entſteht), ſo ruft ſie Maſie ſtatt Marie.

Aber noch etwas Eigenthümliches iſt mir aufgefallen. In dem erwähnten keltiſchen Dialekt (der Zufall hat mich damit bekannt gemacht) iſt das s in dem Worte „Schweſter" zu dem Kehllaute c'h geworden, das lateiniſche soror heißt darin c'hoar. Sonderbar! aus dem ihr an der Wiege von Schweſterchen vorgeſprochnen soeur hat Bertha gögör gebildet, alſo einen Kehllaut mit Reduplication an die Stelle des s geſetzt.

Zu ſeiner Erholung mag der Philolog, wo ihm die Gelegenheit winkt, derlei Beobachtungen anſtellen, die Mütter werden dieſe vergleichenden Sprachſtudien bald über dem Küſſen vergeſſen. So macht es wenigſtens meine Frau. Wenn ſie Bertha auf dem Arme hat und ihr nun mit dem Finger unter gleichzeitigem Ausſprechen des deutſchen Namens ihre Glieder bezeichnet: „das iſt mein Auge, das iſt mein Ohr," ſo geht das eben ſo lange, bis ſie zu ſagen hat: „das iſt mein Mund", da hört aber der Sprachunterricht auf und „ja, das iſt mein Mund!" ſagt ſie und nimmt mit herzigem Kuſſe davon Beſitz.

Wir haben eine herzerfreuende Entdeckung gemacht: ſie liebt ihr Schweſterchen. Auf dem Jahrmarkt war ein Wachsfigurenkabinet zu ſehen, wir traten ein. Die bunten Geſtalten und Gruppen machten lebhaften Eindruck auf Bertha, die Alles mit neugierigem Staunen betrachtete. Plötzlich ſah ſie im Hintergrunde einen Löwen, der ein zartes Kind in weißem Hemdchen mit den Zähnen gepackt hielt, Blutstropfen ſchienen aus dem kleinen Körper zu fließen. Als ſie der Gruppe anſichtig ward, war ſie von Entſetzen ergriffen, das Blut ſtieg ihr zu Kopf, ſie glaubte in dem wächſernen Kinde ihr Schweſterchen zu erblicken, und mit einem Angſtſchrei ſtieß ſie ein gögör! aus. Wir mußten raſch mit ihr forteilen, die Aufregung hätte ihr ſchaden können. Aber es freute die Eltern zu ſehn, wie das kleine Mädchen auch in der Entfernung noch das Bild der Schweſter im Herzen trägt.

Glücklicher Weiſe wechſeln im Kinde die Eindrücke raſch, auch dieſer letztere war bald unter den bunten Buden verwiſcht und wir ſahen, daß ſie nun nicht nur wie ein Wieſelchen laufen, daß ſie uns auch entlaufen konnte. Sie hatte eben mit uns in einer Bude allerlei Anſichten von fernen Städten und Ländern bewundert und wir ſtanden nun wieder draußen, zerſtreut die wogende Menſchenmenge betrachtend, als wir plötzlich das Kind vermißten. Wir riefen, wir ſuchten, umſonſt! Sie war nicht zu ſehen, nicht zu hören. Und in der Menge, wo allerlei fremde Marktſchreier, Seiltänzer, Kunſtreiter u. ſ. w. ihr Weſen trieben. Welcher Schreck! Im Mutterherzen welche Angſt! Und — war in meiner Kindheit „Preciosa“ nicht noch ein ziemlich neues Stück, das plötz-

lich vor meinen Vaterblicken mit aller Frische des ersten Eindrucks wieder aufstand. Wie? wenn Zigeuner das Kind gestohlen hätten!

Ja, hinterher hat man leicht lachen. Aber in dem Augenblick wird man von der Schauerromantik des Kinderraubes ganz gefangen und geblendet, bis uns endlich der Gedanke kam, daß die Neugierde sie wieder in das Panorama zurückgeführt haben könnte. Richtig, da stand sie. Welches Paradies auf Erden mochte wohl ihren Blick gefesselt haben? So entläuft sie uns einst doch — in das Paradies ihrer Häuslichkeit!

O, das bunte Jahrmarktsspiel, das unser Leben ist. Alles ist in ewiger Wandlung, ein buntes Bild jagt das andre; nirgends haften wir. Kaum haben wir gesagt: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! so müssen wir wieder aufbrechen und weiter ziehen. Was sprechen wir von dem Nomadenleben vergangener Epochen oder ferner Gegenden? In unsrer modernen Gesellschaft führen die meisten ein Nomadenleben.

Es ist ein schönes Wort, das wir im Munde führen: unsre Häuslichkeit, der häusliche Herd. Aber wie Viele denn in unsern Städten, in den großen Städten besonders, können sich eines solchen im eigentlichen Sinne freuen? Sie sind nur Miether d. h. Nomaden. Es ist schon ein Trost, wenn man sich sagen darf, daß das Haus, darin man geboren ward, darin die Mutter geboren wurde, darin später Vater und Mutter gestorben, seit hundert Jahren immer in derselben Familie geblieben und zur Zeit noch ist. Wird man auch durch seinen Beruf gezwungen, anderswo sich einzurichten und sein Lager

aufzuſchlagen, ſo hat man doch das wohlthuende Bewußtſein, daß die heilige Stätte, wo die Eltern gewaltet, nicht in fremden Händen iſt, daß der Genius derſelben Familie noch immer daſelbſt das Feuer auf dem Herde anzündet.

Was ſprechen wir immer von dem heiligen Boden des Vaterlandes, der die Aſche unſrer Lieben birgt, wenn wir gleichgültig bleiben für die eigentliche Stätte unſrer Häuslichkeit, oder wenn wir dieſelbe um fremder Laune willen verlaſſen müſſen, Andre da einziehen und ſich tummeln ſehen müſſen, wo noch das Echo unſrer reinſten Freuden, unſrer frömmſten Schmerzen weilt? Zu ſolchem herzdörrenden Nomadenleben iſt ein ganzes Geſchlecht, das der Beamten, verurtheilt. Manche werden nirgends heimiſch; ſie haben ein Vaterland, ſie durchziehen es zuweilen von Süd bis Nord, von Oſt bis Weſt, aber ſie haben keine wahre Häuslichkeit; heuer noch an des Rheines grünen Rebufern, morgen am Saume der polniſchen Fichtenwälder, ſind ſie überall zu Hauſe, und doch nirgends.

O Häuslichkeit, freundliche Stätte des häuslichen Herdes, mit Recht verehrten dich die alten Römer gleich einem Heiligthum und ſtellten da die Bilder ihrer Laren auf, der Schutzgottheiten des Hauſes, denn der erſte Altar war ein Herd. Und von ſolchem Standpunkt aus muß ich auch, wie ſehr er auch mit dem modernen Privatrecht in Widerſtreit geräth, in dem Brauche auf der altſächſiſchen Erde Norddeutſchlands, ein Bauerngut ſtets nur dem älteſten Sohne zu überlaſſen, um den die übrigen Geſchwiſter als Hausglieder vereinigt bleiben, einen Zug frommer Verehrung des häuslichen Herdes achten.

Auf altſächſiſcher, holſatiſcher Erde auch iſt der Dichter geboren, der den Zauber, der uns wie mit religiöſen Banden an das Haus unſrer Geburt feſſelt, ſo rührend ſchön in dem folgenden Gedichte gefeiert hat: Friedrich Hebbel, ein tiefer Geiſt von kernigem Gemüth, den die Gegenwart über manchen mehr ſchillernden als glänzenden Poeten zu ſehr vergißt. Das Gedicht heißt:

Das alte Haus.

Der Maurer ſchreitet friſch heraus,
Er ſoll dich niederbrechen;
Da iſt es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich ſprechen:
„Wie magſt du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magſt du mich zerſtören?

Dein Ahnherr hat mich einſt erbaut
Und unter frommem Beten
Mit ſeiner ſchönen ſtillen Braut
Mich dann zuerſt betreten.
Ich weiß um Alles wohl Beſcheid,
Um jede Luſt, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater war geboren hier
In der gebräunten Stube,
Die erſten Blicke gab er mir,
Der muntre kräft'ge Bube.
Er ſchaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenſter Schein,
Dann erſt auf ſeine Mutter.

Und als er traurig ſchlich am Stab
Nach manchen ſchönen Jahren,
Da hat er ſchon, wie ſtill ein Grab,
In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke ſaß er da,
Und ſtumm und händefaltend ſah
Er ſehnlich auf zum Himmel.

Du ſelbſt — doch nein, das ſag' ich nicht,
Ich will von dir nicht ſprechen,
Hat dieſes Alles kein Gewicht,
Magſt du mich niederbrechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerſtöre du den Tempel ſein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich ſtehn,
Bin feſt genug gegründet,
Und ob ſich mit der Stürme Wehn
Ein Wolkenbruch verbündet.
Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht feſtlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat ſich beklagt,
Es ſei zu klein geweſen.

Und wenn es einſt zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern ſtille ſteht,
Wird dies dich nicht erheben,
Dort wo dein Vater ſterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu ſtreiten?"

Nun ſchweigt es ſtill, das alte Haus,
Mir aber iſt's, als ſchritten
Die todten Väter all' heraus,
Um für das Haus zu bitten.
Und auch in meiner eignen Bruſt
Wie ruft ſo manche alte Luſt:
Laß ſtehn das Haus, laß ſtehen!

Indeſſen iſt der Mauermann
Schon in's Gebälk geſtiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an
Und Stein und Ziegel fliegen.
„Still, lieber Meiſter, geh' von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt ſtehen!"

Wir ziehen aus, wir verlaſſen das Haus, meine Kinder, darin ihr geboren ſeid. Die Wohnung wird zu eng für die wachſende Familie, und ihr bedürft auch zum Gedeihen eines freieren Raumes und eines Gartens, darin ihr die friſche Luft athmen könnt. Aber das Herz wird mir ſchwer bei dem Auszug. Die Stätte verlaſſen, wo wir ſo glücklich geweſen, wo uns Gott vereinigt

hatte zum Genuß der reinſten Freuden, zur Feier der frömmſten Stunden, die Wohnung die noch von dem Echo eures erſten Lautes widerhallt!

Es iſt, als ob Bertha dies ſchmerzlich ſelbſt fühlte; mit Beängſtigung ſieht ſie die Möbel, eines nach dem andern, wegtragen; ſie jammert, als nun auch ihr eignes Hausgeräth, ja das Spielzeug ſelbſt fortgeſchafft wird, die Tante hat alle Mühe, ſie zu tröſten und krampfhaft klammert ſich das Kind an ihren kleinen Stuhl, damit nicht auch dieſer mit fortgetragen werde. Wohl mag es dich bekümmern, dieſe Wohnung zu verlaſſen! Als du eben geboren warſt, als dein erſter Schrei der Welt deine Ankunft verkündete, da tönte im Hofe ein lauter Jubel; Hausbewohner, die noch auf waren und den Schrei vernommen hatten, begrüßten dich und ſtießen fröhlich auf das Glück deines Lebens an.

Fremde werden nun in dieſen Mauern einziehen, die nichts von uns wiſſen, denen unſer Daſein unbekannt iſt, die eigenen Freuden, eigenen Sorgen und Geſchäften nachgehen. Wer ihr auch ſeid, ich ſegne euch: ich ſegne die freundlichen Räume, die die Zeugen meines reinſten Glückes geweſen ſind, daß ſie immerdar nur glückliche Menſchen ſehen und beherbergen mögen; ich ſegne euch Alle, die ihr ſie jemals bewohnt, im tiefſten Danke gegen Gott, der mich und die Meinen hier ſo wundervoll beglückt hat, und flehe zu ihm, daß er euch ſo glücklich mache wie mich ſelbſt.

Es gab einmal einen Dichter und Gelehrten — mein Herz ſympathiſirt vielfach mit ihm —, den das Schickſal hart geprüft hatte. Als zarter Knabe mußte

er mit seinen Eltern die französische Heimath verlassen und sich in Deutschland eine Wohnung gründen. Kein Dichter unsers Vaterlands hat unsre Sprache schöner gehandhabt, keiner ein reicheres treuherzigeres Gemüth in deutschem Liede wiedergespiegelt als dieser Fremdling aus der Champagne, Adalbert von Chamisso. Während er in der Fremde sich eine zweite Heimath zu gründen suchte, brauste der Sturm der Revolution über seine väterliche Besitzung nnd fegte sie vom Boden hinweg; über die Stätte, wo das Schloß seiner Ahnen gestanden, ging nun der Ackerpflug. Da, als er schon die ganze Erde umsegelt hatte und schneeiges Haar um sein greises Haupt wallte, da suchten ihn noch einmal die Bilder seiner Kindheit heim. Er sah im Traume das Schloß seiner Väter wieder emporragen, er schüttelt den Feigenbaum im Burghof, er sieht die Fenster, hinter denen er den ersten Traum verträumt hat. Und doch ist es von der Erde verschwunden, der Pflug geht darüber hin.

Er aber grollt dem harten Schicksal nicht, nicht den Menschen; wie der Schiffbrüchige auf Salas y Gomez sieht er gottvertrauend der ewigen Heimath entgegen und spricht den Segen über die Stätte seiner Geburt:

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Nun aber beginnt ein fröhliches Leben in dem neuen Hause, das wir bewohnen; da wird es erst vollzählig; zu der Familie gesellen sich die Hausthiere, auch die

viel verkannte Katze, die sich gerade am treuesten an's Haus gewöhnt — sie kommt aus dem großväterlichen Hause, ist also ein Familienband mehr —, und die Kinder gedeihen im Garten und wandeln, Blumen unter Blumen. Vor dem Hause aber fließt der große Strom dahin, ein Bild des menschlichen Lebens; schaukelnde Kähne und bewimpelte Schiffe gleiten vor unsern Augen vorüber, vom Fenster aus schauen wir auf die buntesten Bilder und im Innern des Hauses schallt der fröhlichste Lärm.

Auf eine spaßhafte Weise — ist aber das wahrhafte Gefühl je spaßhaft? — erwacht schon in der Aelteren die Fürsorge für die Hausgenossen. Aengstlich überwacht sie das Kätzchen, wenn dasselbe keck und munter am Rande des offenen Brunnens hinläuft, sucht es zurückzuhalten und bringt es dadurch erst recht in Gefahr einen Fehlsprung zu thun. So wächst Alles in einander wie in der Urfamilie, da die Menschen zuerst die Thiere zähmten und als Genossen in ihre Einfriedigung zogen — mit jeder Familie spielt sich gewissermaßen die Urgeschichte wieder ab — und aus der bunten Mannigfaltigkeit schafft die Sympathie die häusliche Ordnung.

Ja, die Kinder sind glücklich. Aber noch glücklicher sind die Eltern, sie glücklich zu sehen, sie glücklich machen zu können. Was gäbe ich darum, wenn ich die Verse geschrieben hätte, die Leopold Schefer als frommen Rath an Vater und Mutter richtet; sie drücken so ganz das väterliche Pflichtgefühl im herzlichsten Tone aus, daß es mich schmerzt so spät hinter dem Dichter herzukommen und Alles das schon von ihm ausgesprochen

zu ſehen, was mir die Seele erfüllt. Aber danken muß ich ihm doch, daß er es ſo ſchön gethan hat, und dieſen Dank kann ich nur dadurch bethätigen, daß ich die Andacht aller Eltern auf ſeine Worte lenke. L. Schefer ſagt:

Den Kindern mache ihre Jugend ſchön!
Verſäume auch die kleinſte Freude nicht!
Du machſt ſie jetzo wie zu kleinen Göttern,
Du gründeſt ihnen auf des Lebens Zeit
Ein froh Gemüth, ein immer heit'res Herz.
Die Freuden ihrer Jugend dauern nicht!
Sie wiſſen einſt nichts mehr von dieſem Tag —
Von jenem; von den reifen Nüſſen nichts,
Die ſie vom Baume klopften; von der Stange;
Sie wiſſen nichts vom Lächeln ihrer Mutter,
Wenn ſie die traubenvollen Körbe brachten —
Doch alle Freude ſchlug in ihren Sinn,
Sie hoffen immer Holdes von der Welt!
Die einſt ſo ſchön war, kann auch trübe ſein,
Und froher Muth erträgt auch einſt das Herbe
Mit erſter Kraft, zu Dankbarkeit ſogar
Bei erſtem hellem Sonnenblick bereit.
Doch ſchwerverlebte ſaure Kinderzeit
Macht ernſte finſtere Geſichter, macht
Ein düſtres Auge. Dein bedrücktes Kind,
Das einſtens an der Puppe Mangel litt,
Dem ſelbſt der Ball im neuen Frühling fehlte ...
Das arme, großgewachſ'ne Kind, es lächelt
Kaum wieder ſein Kind an, das zu ihm lächelt!
Die Kinderfreude trägt die höchſten Zinſen;
Der Menſch bedarf ſie einſt, getroſt zu leben,

Der Geiſt des Alls bedarf ſie, um ſich himmliſch
In ſeinem ſchönen Himmel auch zu fühlen.

Schefer hat bei den letzten Worten wohl nicht an die Worte gedacht: „denn ihrer iſt das Reich Gottes“. Um ſo erhebender iſt der Zuſammenklang zwiſchen ihnen. Ja, es gibt nichts Reineres, Schöneres, Himmliſcheres als eine Kinderſeele, und wie ſich der bejahrte Menſch in ihrem Anblick wieder erfriſcht, ſo verjüngt ſich die Menſchheit fortwährend wieder ſittlich wie leiblich in der Kindheit. Verzagen wir darum nie an der Geſittung; in der Zeit der größten Verderbniß Roms war die Kindheit der Troſt und die Hoffnung Juvenals, aber er rief auch der Mit- und Nachwelt die ernſte Mahnung zu: „Maxima debetur puero reverentia! achtet die Kindheit!“ denn ſie iſt heilig.

Die Kinder ſind glücklich. Aber noch glücklicher, ſagte ich, ſind die Eltern, ſie ſind es doppelt und mit Bewußtſein, erſtens weil ſie ihre Kinder glücklich machen, zweitens weil ſie ihre eigne Kindheit wieder erleben. Ich beklagte es einmal, daß der Menſch auch gar keine Erinnerung an die ſeligen Jahre bewahrt, die er an der Mutterbruſt und im Vaterarme verlebt hat. Aber wenn wir nun unſre eignen Kinder pflegen und hüten, da fühlen wir nach, was wir einſt fühlten, wie ſie es jetzt fühlen, nur lebhafter als ſie, denn wir vermögen uns klar zu machen, was dem Kind in der Wiege nur ein ſüßer Traum von einem Tag zum andern iſt.

Wer nur ſein Leben immer recht zu nutzen wüßte! Es ſind Schätze darin verborgen, die den Finder, gerade

wenn er sie theilt, um so reicher machen, die aber eben nur die Liebe zu heben vermag.

Ist euch jemals die schöne Unordnung aufgefallen, die in dem Hause herrscht, wo Kinder sind? Das sind noch junge kinderlose Gatten oder alte Leute, wo Alles fortwährend an seinem bestimmten Platze liegt, wo von früh bis Abend aufgeräumt ist, wo der Suchende auch das kleinste Löffelchen tappend im Finstern an seinem Orte findet. Wo aber Kinder sind — ich meine natürlich: kleine — da ist es unmöglich, Alles und Jedes an seinem Platze festzuhalten, die Kleinen nehmen bald dies bald jenes mit, schleppen es dahin und dorthin, legen ihre Puppen auf's Sopha zur Ruhe, bauen Puppenstuben in der Kinderstube auf und ich habe mich zu wehren, daß sie mir nicht auch mein Arbeitszimmer einnehmen.

Das ist das schöne Bild des Chaos, aus dem die Welt hervorgegangen ist.

Und nun ist es wieder Sommernacht. Keine ist feierlicher als die mondlose. Alle Stimmen des Tages sind verklungen, alle lebenden Wesen schlummern; keines Menschen Stimme, keines Thieres Laut tönt über das Gefilde, kaum versucht ein Vögelchen im Traume einmal zu singen. Und doch geht geheimnißvoll ein stetes Regen und Rauschen durch die nächtige Stille, die kein Luftzug stört; es flüstert im Grase, es lispelt im Laub, die Wellen des Stromes, deren Rauschen besänftigt ist, scheinen wie im Schlafe zu athmen, und das geistige Ohr vernimmt *die leiseste* Regung in der geheimsten Werkstätte der

Natur. Nur hier und da, dann und wann raſchelt der Flügel eines Nachtkäfers, ſchwirrt eine Mücke im Laube auf, die uns fremdartigſten Geſchöpfe der Natur, die ſie als ihr Spiel und Eigenthum für ſich allein bewahrt zu haben ſcheint.

Und über dieſem ſcheinbar ſchlummernden und doch nie raſtenden allwaltenden Leben, über dieſer vollen prangenden Schönheit ruht tief feierlich der geſtirnte Nachthimmel, und die brütende Schöpfung ſchlummert fromm im heiligen Schooße der Unendlichkeit.

Aber am ſonnigen Tage geht die ältere Tochter feſten Schrittes mit dem Vater aus und genießt den Anblick des fröhlichen Lebens. Vater und Tochter, die gereifte Kraft und die zart aufblühende Anmuth im traulichen Bunde! O es iſt ein beglückendes Gefühl von wunderbarem Zauber, durch die volkbelebten Straßen zu gehen, ſein Töchterchen an der Hand!

Sie ſcheint es ſelbſt wie eine Auszeichnung zu empfinden, denn gemeſſenen Schrittes und mit faſt ernſter Haltung geht ſie neben mir her, und wenn wir in den Conditorladen treten, um etwas für Schweſterchen mitzunehmen, dann ißt ſie das ihr ſelbſt angebotene Stück nicht, ſondern nimmt es, ſich ſelbſt beherrſchend, mit nach Hauſe, um es dann in Geſellſchaft zu verzehren.

So bin ich denn feſtgekettet an das Leben. Die ſtärkſten Bande ſind die der Familie; die ſittliche Wirkung derſelben iſt unberechenbar, und der unvorſichtige Staatsmann, der leichtſinnige Nationalökonom, der durch verkehrte Maßregeln oder durch ſträfliches Gehenlaſſen

den Sinn für die Gründung einer Familie erkalten läßt oder untergräbt, gräbt einer ganzen Civiliſation das Grab.

Der Herbſt naht, ſchon lagert ſich der Nebel auf den Fluß und früher dämmert der Abend. Ich ſtehe am Ufer, langſam gleitet ein Kahn hinunter; ich dachte an die Tage, wo ich noch einzeln daſtand, wie oft nicht war ich da lebensſatt! Für wen, für was lebte ich, arbeitete ich denn? Da ſchlich ich müde im Leben hin und ſchrieb dies Lied vom Einſamen:

Der Abend dunkelt; der Himmel
Hängt grau und feucht herab;
Ein Nachen gleitet einſam
Im Nebel den Fluß hinab.

An beiden Ufern wird es
In allen Häuſern licht,
In allen Stuben zündet
Man an das Abendlicht.

Beim Mahl in frohen Scherzen
Sitzt Alles um den Tiſch,
Um Vater und Mutter wimmeln
Die Kinder in buntem Gemiſch.

Der Schiffer in ſeinem Nachen
Hört, wie man ſcherzt und lacht;
Es tönt das glückliche Plaudern
Hinaus in die ſchweigende Nacht.

Der Nachen aber gleitet
Vorüber am Lichterſchein,
An dem fröhlichen Lärm in den Häuſern
Still in die Nacht hinein.

Er gleitet den Strom hinunter,
Um ihn wird's öd und leer;
So treibt er einſam im Finſtern
Hinab zum wüſten Meer.

O Nachen, du Bild meiner Tage,
Es treibt mein Lebenskahn
Freudlos und ſtill im Finſtern
Hinab die eilende Bahn.

Vorüber an liebenden Menſchen,
An traulicher Häuslichkeit,
Vorüber am Glücke wall' ich
In kalter Einſamkeit.

Dem trauernden Herbſte folgt wieder der trauliche Winter. Wer vermag ſie all' zu zählen, die glücklichen Augenblicke, die heiteren Scenen, die unſchuldigen Spiele, die das Innere des Hauſes erheitern, während draußen der Schneeſturm tobt? Und die Wärme, die ſich vom häuslichen Herde verbreitet, belebt nicht nur den Leib mit Lebenskraft, es iſt auch eine ſittliche Gluth, die von da ausgeht und die Seele begeiſtert zum edelſten Streben.

Schwesterchen scheint früh laufen lernen zu wollen; schon belebt sie die Geselligkeit durch ihr behendes Wesen. Wenn ich ausnahmsweise früh auf meinem Arbeitszimmer einen Kaffee trinke, dann kommt Bertha die Treppe herauf und holt sich bei mir das ihr bestimmte Stück Zucker in Kaffee getaucht. Da mag sich denn Schwesterchen gesagt haben: „Ich gehöre doch auch zur Familie; kann ich denn nicht auch von der Partie sein?“ Und sie klimmt auf allen Vieren die Treppe herauf und solche Anstrengung, solches Vertrauen sollte keine Belohnung verdienen? Gewiß.

Weil sie etwas kleiner und zierlicher ist als die Erstgeborne, behandelt man sie etwas spaßhaft; das stimmt sie wieder neckisch, ja schelmisch. So bilden sich die mannigfachen Charaktere einer Familie. Man hat wohl noch nicht genug die Einwirkung der ersten Behandlung auf den kindlichen Charakter beachtet.

Bertha ist nun auch an Geist reifer geworden. Als sie neulich beim Frühkaffee neben mir saß und ihr überzähliges Täßchen austrank, besuchte mich ein Herr. Wir hatten von Geschäften zu sprechen. Bertha glaubte sich aber verpflichtet, als junges Fräulein vom Hause den fremden Herrn auch zu unterhalten, und erzählte ihm denn in anständig ernstem Tone, daß sie nun auch eine neue Puppe erhalten hätte, daß dieselbe das und das Kleid trage u. s. w., ganz wie wenn sie vom letzten Concert spräche. Zuletzt muß sie der Vater mit einem freundlichen Auftrage fortschicken, damit sie nicht etwa noch weitere Toilettengeheimnisse auskrame.

Mutterherz, o Mutterherz!
Ach! wer senkte diese Regung,
Diese fluthende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz
Süß und schauervoll in dich?
Gott, der Herzensbilder,
Sprach zur rothen Fluth
In den Adern: Milder
Fließe, still und gut!

Und da strömten Flammen,
Alle himmelwärts,
In der Brust zusammen,
Und es ward ein Mutterherz.
Mutterherz, o Mutterherz!
Diese liebevolle Regung,
Diese fluthende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz
Senkt' ein Gott, ein Gott in dich!

Diese Verse von Friedrich Schubart, Schillers genialem Landsmann und Vorläufer, kamen mir dieser Tage wieder in's Gedächtniß, als Schwesterchen krank war, gefährlich krank, und die Mutter besorgt und pflegend nicht vom Bette wich.

Dem Mann ist ein hartes Schicksal auferlegt: er ist die Stütze der Familie, er ist ihr Gründer, und doch bleibt er ihr, in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, zu seinem eigenen Leid, oft ziemlich fremd und fern. Das gilt namentlich von Beamten — und in unserm nur zu verkünstelten modernen Staatswesen wächst die

Zahl der Beamten legionenhaft heran —; wochenlang sieht ihn seine Familie oft nur auf wenige Minuten bei Tische, dann muß er wieder in's Bureau, und alle wirthschaftliche und sittliche Pflege der Familie ist allein der Mutter anvertraut.

Der Mann kann sich ferner dem öffentlichen Leben nicht ganz entziehen. Die bürgerliche Gesellschaft besteht nicht blos aus Einer Familie, Millionen von Kreisen verschlingen sich in einander, um den Staat zu bilden, dessen Leitung vor Allem dem Manne zukommt. Da ist denn der Mann gezwungen, aus dem eigenen häuslichen Kreise herauszutreten, sich mit den andern in Verbindung zu setzen, dem großen öffentlichen Leben seine Kräfte zu widmen, auf dessen Ordnung das Wohl der eignen Familie beruht.

So ist denn die Hausfrau der moralische Hort der Familie. Um sie gruppirt sich die ganze Häuslichkeit. Sie ist es, die das Feuer auf dem Herde anzündet, die des Lichts gesell'ge Flamme auf den Tisch stellt, um den sich die häusliche Tafelrunde versammelt, sie ist es, die den Tisch besorgt zum erquickenden Mahl. Wo sie es nicht selbst mit eigenen Händen verrichtet, gebietet und überwacht sie doch diese Arbeit. Zu der materiellen Pflege fügt sie die gemüthliche, die sittliche. An ihr liebendes Herz schließen sich alle Glieder des Hauses vertrauend an, sie versöhnt was der Mann durch seine Schroffheit verletzt hat, sie lindert mit balsamischem Trost die Wunden, die dem Manne das feindliche Leben, die er vielleicht sich selbst schlägt. Darum beteten auch die heidnischen Völker der indo-europäischen Race, bei denen das Familienleben am meisten ausgebildet war, die Römer

und die Germanen, die waltende Macht der Häuslichkeit als eine Göttin an, Vesta nannten sie jene, Frigga diese. Darum haben auch die Dichter die Wirksamkeit der Hausfrau mit dem Zauber ihre melodischen Sprache gefeiert, Gabriel Legouvé in seinem jetzt zu sehr vernachlässigten Mérite des femmes, Friedrich Schiller in der „Würde der Frauen".

Es ist mit diesem Gedichte wie mit den Genüssen, die uns alltäglich wiederkehren und die wir daher zuletzt zu schätzen verlernen, und dann — jeder hat ja seinen Schiller einmal durchgelesen, er hat ihn auf dem Bücherbrett stehen, er glaubt ihn damit auch im Kopfe zu haben, vergißt aber eben darum die kernigsten Gedichte um so leichter. Ich betone daher dieses Gedicht hier absichtlich und bitte Alle, es mit dem Nachdenken zu überlesen, dessen man bedarf um den reichen tiefen Gedankeninhalt davon zu erforschen.

Wenn ich Abends aus den Kreisen, in denen ich die Angelegenheiten des Berufs oder die allgemeineren der Gesellschaft und des Staates besprochen hatte, längs des Stromufers im Schneesturm nach Hause kam und dann im wohlverschlossenen Zimmer die Mutter mit der Tante an der Wiege des kranken Kindes wachen sah, dessen Augenlicht fast zu verlöschen, dessen Athem auszugehen drohte, eine Gefahr die ich gar nicht bemerkt hatte, da beugte ich mich in frommer Demuth vor dem Verdienste und der Würde der Frauen, vor dem Mutterherzen.

Aber um wen sorgt das Mutterherz in diesem Augenblick? Um das kranke Kind. O welchen wunder-

baren geheimnißvollen Zauber übt ein ſolches auf die Familie aus! Wie ſchließt ſich Alles eng um den leidenden Liebling zuſammen, wie verwachſen alle Herzen um ihn zu einem dichten unzertrennlichen Knäuel! Da iſt Alles in Wahrheit Eine Liebe und Eine Seele, und wie der erſte Menſch im Paradieſe ruft man aus: Iſt das nicht Fleiſch von unſerm Fleiſch, Blut von unſerm Blut? Ja wir ſind Alle Eins, verbunden in inniger Liebe; wenn uns auch nur das kleinſte, das jüngſte Glied fehlte, wir wären ein verſtümmelter Körper.

O warum fühlen wir nicht Alle ſo gegen einander, die wir den ſchönen Erdball bewohnen? Warum bewegt uns nicht ein gleiches Gefühl gegen unſre Mitmenſchen? Warum bilden wir nicht Alle mit dem Herzen Eine Familie?

Ja wir lieben das Kind um ſo mehr, wenn es krank iſt, und die ſorgende Mühe, die es uns auferlegt, wird unſerm Herzen ein heiliger Genuß. So haben ſelbſt die Prüfungen einen Tropfen Honig, der länger nachwirkt als die Herbe.

Die Sonne ſteigt wieder zu unſrer Halbkugel herauf, der Kreislauf des Jahres beginnt auf's Neue, die Säfte treiben in Baum und Pflanze, auch im kranken Schweſterchen quillt neue Lebenskraft; ſie geneſt.

Als nun die Tage milder werden, trage ich ſie hinaus an das Ufer des Stromes; wie jedes Kind, dem ja Alles unbekannt und neu iſt und das daher von Gefahr nichts weiß, vertraut ſich mir das kleine Weſen unbeſorgt an und läßt ſich hintragen, wohin es mir gefällt. Aber Bertha — ich weiß nicht warum und

ſeit wann? — hat Angſt vor dem Waſſer und als ſie mich mit dem Schweſterchen an den Strom hinuntergehen ſieht, bricht ihre ſchweſterliche Liebe in lautes Angſtgeſchrei aus, ſie zerrt und zupft an mir, mich zurückzuhalten und jammert ſo lange, bis es dem Schweſterchen ſelbſt angſt und bange wird und ich gezwungen bin zurückzukehren.

Es verdroß mich anfangs, aber es freute mich auch, in dem noch nicht dreijährigen Kinde dieſe beſorgte Liebe zur Schweſter zu entdecken.

Und wie es nun wieder Frühling wird, da eilt Alles aus der dumpfen Stadt hinaus in's Freie, friſche Luft zu ſchöpfen, die Sonne zu genießen, die Glieder zu ſtärken, der Weg vor unſerm Hauſe iſt unaufhörlich von Spaziergängern belebt. Da kommt auch die junge Frau L. mit ihrem Gatten, die Schweſter der Jugendfreundin meiner Frau; das Paar tritt bei uns zum Beſuche ein und man plaudert von der eigenen Kindheit. Sie waren Nachbarn geweſen, die Tante hatte ſie alle aufwachſen ſehen, meine Frau hatte zuerſt den Mädchenkreis verlaſſen, ihr war die ältere Freundin raſch gefolgt uud nun war die zweite in den Frauenſtand getreten. Wie nun die Tante dieſe, Alwina, vor ſich als junge Frau ſah, rief ſie einmal über das andre aus: „Nein, dieſe kleine Alwina! iſt ſie nun auch verheirathet! Wie die Kinder heranwachſen!"

Ja, das iſt nun ſo der Lauf der Welt; aus den Kindern werden Leute und aus Mädchen werden Bräute, Was wundert ihr euch da? Habt ihr es denn ganz vergeſſen? Als der Großvater die Großmutter nahm,

da war Großvater auch ein Bräutigam. So laßt doch die Geschlechter sich lieben und freien, auf daß die Welt sich ewig erneue im holden

Kreislauf des Lebens.

In unsrer Tage Himmelsglanze,
Im schönen Lenz der Jugendzeit,
Wo wie die Blume sich zum Kranze
Ein Tag sich an den andern reiht,
Das Herz im Sonnenlicht der Liebe
Sich wie die Rosenknosp' erschließt
Und zitternd noch vor'm süßen Triebe
Die Wange purpurn überfließt,
Wo Alles Küsse nimmt und giebt,
Da heißt es rings: Sie sind verliebt.

Bald ist der holde Lenz vergangen,
Gefunden hat sich, was sich sucht;
Das Herz in heißerem Verlangen
Will statt der Blume nun die Frucht.
Zu was noch seufzen, träumen, schielen?
Die rasche That ist's, die gewinnt.
Das Mädchen herzt schon längst beim Spielen
Die Puppe wie ein liebes Kind.
Und eh' die Jugend noch vertobt,
Da heißt es denn: Sie sind verlobt.

Nun spinnen bei des Herdes Flammen
Geruhig sie ihr Leben ab;
Die Liebe führte sie zusammen,
Die Treue führt sie bis zum Grab.

Noch einmal rufen sie die Glocken
Der goldnen Hochzeit zu dem Tanz,
Großväterchen flicht in die Locken
Großmütterchens den Ehrenkranz;
Nur wenn das Paar die Füße hebt,
Da heißt es rings: Sie sind verlebt.

Doch siehe, um die beiden Alten
Was tanzt da für ein schönes Paar?
Wie sie sich warm im Arme halten,
Als kämen sie vom Traualtar!
Das Mädchen ist das Kind vom Hause,
Der Goldhochzeiter Enkelin,
Der Kuchen reicht vom Jubelschmause
Gleich noch für ihre Hochzeit hin.
Eh' die Großeltern noch vertobt,
War schon das Enkelchen verlobt.

Die ist nun Frau, nach wenig Jahren
Erblüht auch ihr ein Mädchen schon,
Noch in den kinderblonden Haaren
Spielt das vertraut mit Nachbars Sohn.
Der Knab' ist eine kleine Range,
Er reißt ihr fast das Kleid entzwei
Und küßt sie tüchtig auf die Wange,
Das Mädchen schreit' und lacht dabei,
Die Mutter fragt, was es denn giebt:
Ei nun, die Kinder sind verliebt.

So wogt das Leben wie im Tanze
In holdem Kreislauf ab und auf,
Zur Grabesnacht vom Mittagsglanze
Und wieder dann zum Mittag auf.

Heut' schließt sich Eines an die Reihe,
Ein Andres löst sich morgen ab,
Doch immer bleibt des Traurings Weihe
Die Mitte zwischen Wieg' und Grab,
Und folgt auch auf verliebt verlebt,
Nur wer geliebt hat, hat gelebt!

Man hat gefragt, welche Gattung der Dichtkunst älter sei, die Lyrik oder die Epik. Das Gefühl, sagt man, ist das was bei jedem Menschen zuerst ausbricht, was ihn zuerst begeistert und dichterisch stimmt, lange bevor er die Thaten des reiferen Alters zu erzählen hat. In der Poesie der Hindu's, fast dem Uralter der Aryer nahe stehend, sind religiöse Hymnen das älteste Denkmal; in der germanischen Litteratur sind wieder erzählende Gedichte nachweislich die ältesten. Wenn nun im Kinde sich regelmäßig die Kindheit des Menschengeschlechts wiederholt, sollte man da nicht in ihm Spuren geistigen Schaffens entdecken, die uns zur Lösung dieses Problems führen können?

Da fällt es mir denn auf, daß meine Erstgeborne niemals sich anders denn als dritte Person nennt; sie kennt sich noch nicht als *sich*, sie weiß nur, daß sie Bertha ist, weil wir sie so nennen. Sobald sie etwas Neues entdeckt, sagt sie regelmäßig: „Bertha hat das nicht gesehen." (Einfach: nicht; die Zeitbestimmung durch „noch nicht" übersteigt bis jetzt noch ihre Berechnung). Nur viel später — ich habe mir leider das Datum nicht aufgemerkt — sagte sie bei dem Anblick eines Schnitzwerkes im Zimmer: „Ich kenne das *noch nicht*."

Die Außenwelt drückt sie also vor der Innenwelt aus, selbst die Innenwelt wird von ihr als Außenwelt aufgefaßt und dargestellt. Sie wird sich selbst gegenständlich, sie verfährt also episch.

Den Tag aber, wo sie, noch nicht drei Jahr alt, mich zum ersten Mal mit Du anredete, habe ich mir freudig aufgezeichnet. Bisher hatte sie nur im bloßen Infinitiv gesprochen, dann im Imperativ, der allerdings das Du in sich schließt, aber doch nicht besonders nennt. Heute aber im Monat März, wo die ersten Blumen im freien Felde erwachsen, hat sie zuerst zwei Sätze einzeln mit voller Conjugation gebildet und zu mir gesagt: „Du bist bei Frau D. gewesen? hast Du mir etwas mitgebracht?"

Du! Wie fühlte ich mich bei diesem Wort wunderbar ins tiefste Herz erregt! Das ist mein eignes Wesen, das aus mir herausgetreten ist und nun zu mir spricht und mich wieder erkennt; mein Ich wird Du und nun wird das Du wieder Ich. Geheimnißvoller Zauber des Geistes! Unsichtbar waltendes Wesen, das sich doch dem Innersten unwiderleglich hörbar macht, ja ich glaube an dich, mit „Geisterstimme" sprichst du zu mir aus der tiefsten Werkstätte der Schöpfung, in die mein Auge nicht zu dringen vermag, und ich fühle mich mit dir Eins, nicht als eine unbewußte Kraft, sondern als Ich, als frei wirkender selbständiger Geist wie Du selbst!

Pfingsten. Die Erde hat sich mit ihrem festlichsten Gewande geschmückt, die schönste Feier des Jahres, die des heiligen Geistes zu begehen. Alle Menschen flogen aus in die Welt, ich mußte im Hause bleiben,

Unwohlsein der Kinder hielt mich zurück. Da dachte ich an die frühere Unabhängigkeit, wie ich sonst auch hinausschweifte in die Ferne, ich hatte auch für diesmal einen schönen Ausflug geplant, um ein Kunstwerk der Architektur, gelegen in reizender Landschaft, zu bewundern, und da sagte ich denn laut vor mich hin: „Ja, wenn ich noch ein junger Geselle wäre, so wäre ich jetzt auf Reisen, weit von hier.“ Unbedachtes Wort, das ich so hinwarf, wie belehrte mich sofort mein Kind über die Thorheit, die mich es sprechen ließ! Bertha saß neben mir und trank mit mir von meinem Frühkaffee; kaum hatte ich das Wort gesprochen, so fragte sie: „Und ich nicht auch?“ Ja, in diesem Falle wäre sie nicht mitgewesen, wäre sie überhaupt nicht dagewesen, und das wäre eben das Traurige. Sie, ihr Dasein und das von Schwesterchen, von Frau und Kind entschädigt mich für alle Entbehrung, beglückt mich mehr als alles Vergnügen, das mir die Unabhängigkeit bereitet hätte, die auch die Einsamkeit ist.

Selbst wenn der Vater allein auf Reisen ist, erhält Alles für ihn doppelten Werth durch die Mittheilung, die er davon seiner Familie macht.

Auf einer kleinen Kunstreise hatte ich in einer alterthümlichen katholischen Kirche eine Maria mit dem Jesuskinde entdeckt, die mir auffiel. Es war ein wahrhaft schönes Frauenbild voll mütterlicher Milde, und doch fehlte ihm das mystisch Himmlische, das den Madonnenbildern sonst eigen zu sein pflegt und das bei Murillo zu spanisch verzückter Verschwommenheit ausgeartet ist. Ich schrieb es von dem Orte aus an meine Frau; aber

in demſelben Augenblicke trat mir ihr Bild vor die Seele, wie ſie jetzt über unſern geliebten Kindern wache, und ſofort fügte ich die Worte hinzu: „Zu was aber auch der Myſtik? Iſt nicht die Mutterliebe immer etwas Himmliſches? heiligt ſie nicht jedes Weib?“

Ich verwies heute der Bertha einen Eigenſinn; ſie wollte nicht von dem vorgelegten Gericht eſſen, weil es ihr nicht genug war, und blieb lange hartnäckig, bis ſie endlich auf das Zureden der Mutter nachgab und mich um Verzeihung bat. Als ich ihr dabei in die Augen blickte, wurde ich tief religiös geſtimmt: ich fühlte mich, als Erzieher, der Mittler zwiſchen Gott und ſeiner Schöpfung, berufen das Sittengeſetz zu vertreten und zu predigen den Unmündigen gegenüber, die einſt die Zukunft ſein werden.

Heiliger Beruf der Vaterwürde! Ich ſah mich in die patriarchaliſche Urzeit voll Einfalt und Würde zurückverſetzt, wo der Vater zugleich Prieſter war, und wer ſollte es im Hauſe anders ſein? Wie kann aber derjenige Prieſter ſein, der nicht auch Vater iſt?

Ein ungeheures Schickſal iſt hereingebrochen, die Welt kracht in ihren Fugen, das Liebſte wird von dem Liebſten geriſſen, Ströme von Blut trennen den Vater von Mutter und Kind, eine Zukunft von neuen großen Geſtaltungen brütet in der Wetterwolke der Schlacht.

Es muß ja ſo ſein. Auch die Weltgeſchichte hat ihre Geburtswehen und ſchmerzlich leidet das Geſchlecht, das der kommenden Welt beſſere Zuſtände vorzubereiten hat. Aber was hat das unſchuldige Kind verbrochen,

daß es mitzubüßen hat, was die Menschen gefehlt haben? Ewig durch die Weltgeschichte hindurch wird das Wimmern der Kinder widerhallen, die bei der Zerstörung Magdeburgs von den Croaten in die Flammen geworfen wurden, und das Winseln der Säuglinge, die von Pappenheims Wallonen an den Brüsten ihrer Mütter gespießt wurden. Die christliche Kirche hat Recht, das Fest der unschuldigen Kindlein zu feiern, die der blutige, argwöhnische Tyrann würgen ließ, wild wie der Sturm die jungen Rosen bricht*), um das Eine nicht zu fehlen, und deren Ermordung doch unnütz war.

Man hat die Geschichte der Menschheit von verschiedenen Standpunkten aus geschrieben; Jahrhunderte lang war sie nichts als eine Fürstengeschichte und die Würgengel, die Geißeln Gottes, die Eroberer waren die Hauptheldeu; langsam nur und spät zog man auch die verschiedenen Stände des Volkes in die Besprechung, ging man von andern, von idealen Grundsätzen bei der Erzählung dessen aus, was die Menschheit erlebt hat; so hat man in neuerer Zeit auch das weibliche Geschlecht besonders berücksichtigt, die Weltgeschichte eigens für Frauen erzählt. Mich däucht, man könne noch ein schönes Buch schreiben mit dem Titel:

Das Kind in der Geschichte.

Ich meine damit nicht die Kindheit großer Männer, obgleich Züge daraus zu der Beleuchtung ihrer spätern Thaten helle Schlaglichter liefern; die sogenannten „Biographien berühmter Kinder", deren es mehrere giebt, erzählen in der Regel nur dieses. Ich meine auch nicht,

*) Singt Prudentius in seiner Hymne.

was pädagogiſche Schriftſteller in großen Werken über die Erziehung der Kinder aller Zeiten und Länder zuſammengeſtellt haben. Ich meine, was die Kinder mit kindlichem Gemüthe ſelbſt in der Geſchichte erlebt haben, wie ſie als ſolche auf die Welt um ſie gewirkt haben.

Mit Schauder ſehen wir im Anfang der religiöſen Bildung das Schönſte und Liebſte, das Erſtgeborne, der Gottheit geopfert, im glühenden Rachen Molochs verſchlungen. Wir zittern bei dem Befehl Pharao's an die Wehmütter, alle Knäblein der Iſraeliten zu tödten, wie wir mit Rahel um die unſchuldigen Kindlein weinen, obgleich wir wiſſen, daß dasjenige Kind, das Gott zum Heiland auserſehen hat, doch dem blutigen Morde entrinnt; ſie waren ja unſchuldig und Kinder wie dieſes.

Wir hören mit Rührung das Wunder, das die kindliche Liebe vollbringt. Cröſus, der König von Lydien, hatte einen Knaben, welcher ſtumm war; als ſeine Stadt Sardes von den Perſern erſtürmt wurde, wollte ihn eben ein feindlicher Soldat durchbohren, als der ſtumme Knabe dies bemerkte. Zitternd vor Angſt um das Leben ſeines Vaters, warf er ſich dem Feinde entgegen; in der ungeheuern Aufregung, in welche ihn die drohende Gefahr verſetzte, rang er nach Worten, ſprengte die Feſſeln ſeiner Zunge und rief: „Tödte den Cröſus nicht!“ Dies waren ſeine erſten Worte, ſie gaben ihm für immer den Gebrauch der Rede wieder. Leugnet auch der Arzt die Möglichkeit dieſes Wunders, ſo iſt doch das kindliche Gemüth, das aus dieſer Erzählung oder Sage ſpricht, ein geſchichtliches Zeugniß von der Bildung der damaligen Menſchen.

In Perſien — doch mein Herz entſetzt ſich und

wagt es nicht, ſich der Gräuelthat des Cambyſes zu erinnern. Iſt es ſchon ſchrecklich genug, den Vater Tell den Apfel vom Haupte ſeines Kindes ſchießen zu ſehen; er war nicht einmal ſeines Schuſſes ſicher, der unſchuldige Knabe muß ihn erſt ermuthigen. Warum, ſtatt das Leben ſeines Kindes zu wagen, opferte er nicht ſofort das des Wüthrichs? Aber nur den zweiten Pfeil bewahrte er für dieſen, „wenn er ſein liebes Kind getroffen hätte". Hat man denn noch nie über das Gräuelhafte dieſes Gottverſuchenden Wagniſſes nachgedacht, daß man es ſich immer und immer wieder vorſpielen läßt? Denn, Gott ſei Dank! es iſt eine Sage. Aber das Betrübende für das menſchliche Gemüth iſt, daß die Sage von dieſem Wagniß den „unbeſonnenen" Tell zu einem populären Helden gemacht hat! Nicht als Freiheitskämpfer iſt Tell der Heros der Geſchichte der Schweiz geworden (die Männer des Rütlibundes gründeten die Freiheit, nicht er), ſondern darum daß er, auch auf die Gefahr hin ſein eignes Kind zu tödten, ſich als Meiſter im Schießen bewährt hat; als ein Vorbild der Schützenmeiſterſchaft wird er von den Schützenmeiſtern der Schweiz geehrt. Die thörichte Sage hat dem Menſchenherzen einen böſen Streich geſpielt und die wahren Helden der Freiheit um den beſten Theil des Ruhmes betrogen.

Ein der Kindheit freundliches Gemüth offenbart ſich bei den Griechen, rührend iſt Homer's Schilderung von der armen Waiſe. Ergreifend iſt das Loos der Kinder unglücklicher Ehe: Oreſtes, Elektra und Iphigenie, die ſich nach dem Untergang der Eltern als liebende Geſchwiſter wieder vereinigen. Nur bei den Spartanern wurde das Kindliche erſtickt.

Despotisch war die Gewalt des Vaters im alten Rom; aber die Kindheit hat ihre herzgewinnende Kraft auch hier ausgeübt, die Mutter der Gracchen war stolz auf ihre Knaben.

Furchtbar ist das Loos der ersten germanischen Kinder, die wir in der Geschichte auftreten sehen. Von ihren eigenen Müttern wurden die Kinder der Kimbern in der Schlacht bei Vercellä getödtet, damit sie nicht in römische Knechtschaft fallen sollten. Ein beklagenswerthes Loos, dem das arme Kind unsers Befreiers Armin und der edlen Thusnelda, der Däumling (Thumelikon), verfiel!

Welch bunte abenteuerliche, bald tragische, bald heroisch rührende Schicksale durchlebten dann die Germanenkinder in den Stürmen und Drangsalen der Völkerwanderung! Ich will nicht abschreiben, was den Meisten doch bekannt ist aus Geschichtsbildern oder Sammlungen von Gedichten; übrigens regen diese Erzählungen die Phantasie zu weiterer Ausmalung der damaligen Kindheit an, leicht ergänzt sich eine gebildete Einbildungskraft die Lücken der Geschichtsschreiber.

Aber schon war damals das Kind geboren, das, zum Mann herangewachsen, die Worte sprechen sollte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes!“ Unleugbar bricht mit dem, der dieses Wort gesprochen, eine neue segensreiche Zeit für die Kindheit an. Aus dem Geiste des Christenthums ging auch jenes Schulwesen hervor, das sich der Pflege des kindlichen Geistes annahm, tiefer, inniger und allgemeiner, als es bei Griechen und Römern der Fall gewesen war. Zu den schönsten Anekdoten, die uns von Karl dem Großen erzählt werden, mit dem die Geschichte

der Völkerwanderung ihren Abſchluß erhält, gehört ſein allbekannter Beſuch in der Schule.

Am erfolgreichſten ward das Schulweſen durch den Mann gefördert, der die neue Zeit der Gewiſſensfreiheit heraufführte, durch Luther; aber nirgends erſcheint der große Reformator liebenswürdiger, menſchlicher als im Kreiſe ſeiner Kinder. Der geniale Franzoſe Michelet, der über „das Kind" von einem eigenen Standpunkte geſchrieben hat und ſelbſt nicht ohne kindliches Gemüth war, fühlte ſich lebhaft von dem traulich häuslichen Kreiſe Luthers ergriffen und überſetzte ſeinen Landsleuten die Geſpräche des Reformators mit ſeinen Kindern.

Mit dem Chriſtenthume wird in die Welt ein Feſt eingeführt, wie kein heidniſcher Glaube vorher ein ähnliches gekannt hatte, das Feſt des Kindes; es iſt zwar ein beſtimmtes Kind, das Jeſuskind, aber von der Krippe, in der es liegt, geht ein verklärender Schimmer über alle Kinder der Menſchen aus; als Kind ja wird der Verkünder des Weltfriedens verehrt in der Feier jener Nacht,

Da mit ſeligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Niegefühlte Freude ſog.

Bei keinem andern Volke aber iſt dieſes Feſt zu einem Feſte der Kindheit geworden wie bei dem deutſchen. Zwar ſchon die Germanen, unſre heidniſchen Vorfahrrn, feierten in dieſer Zeit die „heilige Nacht" des Jahres, diejenige Zeit, wo die Sonne am Himmel am tiefſten

zu stehen und im Schlummer der Winternacht zu ruhen schien, bis sie dann mit dem Ende der zwölf Nächte am sogenannten Hohen Neujahr ihre Laufbahn auf's Neue begann. Darum trägt das Weihnachtsfest bei den Schweden noch immer den heidnischen Namen Julfest; und der lichterhelle deutsche Weihnachtsbaum ist nur ein Nachglanz des altheidnischen Freudenfeuers, dem Seitenstück zum Johannisfeuer, das in ursprünglicherer Form noch bei den Skandinaven und Engländern angezündet wird. Und da dies Fest der Wintersonnenwende überhaupt dem Norden Europas gemeinsam war, so finden wir das Weihnachtsfeuer auch bei den Kelten; bei den Nachkommen der alten Gallier, den Franzosen, wird hier und da noch unter gewissen feierlichen Ceremonien von dem Familienvater Abends „das Weihnachtsscheit" im Kamine angebrannt. Aber nirgends doch ist die Weihnacht so ganz und gar zu einem Feste der Kindheit, zu einem Familienfeste geworden wie bei den Deutschen, und bildet gewiß den Glanzpunkt in dem Buche von dem Kind in der Geschichte.

Und bei diesem Feste, wo der fromme germanische Brauch des alten Naturdienstes durch das Christenthum eine höhere Weihe erhalten hat, möchte ich anknüpfen, um sympathische Kenner der Litteratur zu einem andern Werke anzuregen, das den Titel zu führen hätte:

Das Kind in Dichtung und Sage.

Zahlreich sind die schönen Denkmäler, welche von den Künsten, den redenden vorzüglich, der Kindheit errichtet worden sind; in den Sagen aller Völker spielt das Kind seine Rolle. Eine traurige serbische Sage ist

mir im Gedächtniß geblieben. Eine junge Frau blendete durch ihre Schönheit alle Männerherzen, sie war eitel darauf, fürchtete aber, daß ihre Schönheit schwinden würde, wenn ihr Kinder geboren würden. Sie suchte daher eine Zauberin auf, die auf der Höhe in einer Windmühle wohnte; diese verkündete ihr, daß sie sieben Kinder zu erwarten hätte, daß sie aber dem entgehen könne, wenn sie sieben Körner in den Mühlgang werfen wolle. Die eitle Frau opferte die Mutterfreuden der Gefallsucht auf; bei jedem Korn, das sie auf den sich drehenden Mühlstein warf, vernahm sie ein leises Wimmern, das klagend in ihre Seele drang. Sie blieb lange schön, aber ihre Nächte waren traurig; sieben bleiche Kindergestalten flehten allnächtlich um ihr Leben und sie konnte es ihnen nicht wiedergeben. Welche Liebe aber ersetzt einer Frau die Liebe der Kinder zur Mutter?!

Wir sprachen oben von den kimbrischen Frauen, die ihre Kinder lieber erwürgten, als daß sie dieselben den Römern zu Sklaven ließen. Diese Mutterliebe hat etwas Grauenhaftes; nur die Verzweiflung erklärt sie. Tröstlicher Weise haben wir eine deutsche Sage, die uns den Mutterschmerz der germanischen Frauen in zarterer Gestalt zeigt; es ist die Sage von dem gestorbnen Kinde mit dem Thränenkrüglein, das so schwer von den Thränen der jammernden Mutter ist, daß das arme Kind der Göttin, deren Obhut die kleine Schaar in jener Welt anvertraut ist, kaum nachkommen kann; als die Mutter dies sieht, stillt sie ihre Thränen, um dem Liebling jenseits Ruhe zu gönnen.

Es giebt auch schauervolle Sagen, die dem Herzen wehe thun, aber ich will abbrechen; sie stehen in ver-

ſchiedenen Sammlungen, hier ſoll nur das Glück ſprechen dürfen.

Und die Sonne ſcheint wieder. Der Sturm iſt vorüber, — aber der Kinderſtube iſt das große Mädchen nun entwachſen, es reift der Schulſtube zu.

Eltern und Kinder können Fröbel nicht dankbar genug dafür ſein, daß er den Kleinen den Uebergang aus dem Elternhauſe in die Schule ſo leicht gemacht hat durch den Kindergarten. Und doch fällt auch dieſe Trennung den Eltern, der Mutter vor Allem ſchwer; es iſt ja doch eine Fremde, der jetzt das Kind allein gegenüberſteht, die jetzt zu ihm ſpricht. Wie arbeitet da die Einbildungskraft in der Abweſenheit, wie malt man ſich das Kind im Augenblicke vor, was mag es jetzt thun? was mag es denken? Sehnt es ſich nach der Mutter?

Aber das iſt eben das Tröſtliche, das erleichtert auch der Mutter die ſtundenlange Trennung, daß das Kind, getrieben von der Neubegierde, von der Freude am Unbekannten, ſo gern in den Kindergarten geht. Und die Mutter begleitet es bis an die Thüre, bis die freundliche Gärtnerin das Kind in ihre Obhut genommen hat. Aber Bertha hat geſehen, daß andere Kinder allein in den Kindergarten gehen, weder von Mutter noch Wärterin geführt; ſie fürchtet vielleicht gar deswegen von den andern Kindern ausgelacht zu werden, ſie fühlt ſich ſelbſtändig und will allein die Straße bis zum Hauſe hinuntergehn. Der Vater meint, man müſſe wohl das Kind jetzt nach und nach an etwas Selbſtändigkeit gewöhnen, und dann, von der Promenade aus, wo wir ſtanden, konnten wir die Kleine ja mit dem Blicke ver-

folgen; sie hatte ihren Willen. Aber der Mutter traten die Thränen in die Augen, als sie ihr Kind, ihr Töchterchen, das sie bisher immer an der Hand gehütet und geleitet hatte, nach unabhängigem Gange verlangen sah, und sie blickte ihm nach, bis es in der Thüre verschwand.

Freilich das Abholen ließ sie sich nicht nehmen. Noch vor dem Schlage war sie an der Thüre, um ihr Kind wiederzusehen. Wiedersehen! O Ströme von Freudenthränen rinnen über die Wangen des Glücklichen, der sein Theuerstes wiedersieht!

Bertha war vier Jahre alt, als ich sie den ersten gegliederten Satz bilden hörte, als sie zum ersten Mal durch ein Bindewort, eine Conjunction, zwei verschiedne Sätze mit einander verband. So reift denn ihr Geist im Gespräch für die wahre Schule.

Die drei Schwestern.

Es starben drei Schwestern in Einem Tag,
Die Eine starb im Abende,
Die Zweite starb in Mitternacht,
Die Dritte, weil der Tag anbrach.
Da spannten sich die drei Seelen zusammen,
Sie fuhren an die himmlische Thüre hinan,
Da klopften sie an.
Da sagt der Herr Jesus: wer ist draußen?
„Es sind drei arme Seelen haußen,
Sie wollten gern eingelassen sein."
Da sagt der Herr Jesus: „„Zwei sollen 'rein,

Die dritte bleibet draußen.““
„Ach mein liebſter Herr Jeſus, was hab' ich denn gethan,
Daß ich hier vor die himmliſche Thüre muß ſtahn?“
„Weil die Andern ſind in die Schule und Kirche gegangen,
So haſt du dich geputzet und geſchmücket.
So wirſt du gehen den breiten Weg
Und wirſt finden den Höllenſteg.“
Da ſie nun an die Hölle kam,
Da klopfte ſie an.
Da ſagte der Böſe: „wer iſt draußen?“
„Es iſt eine arme Seele haußen,
Sie wollte gern eingelaſſen ſein.“
Er ließ ſie 'rein,
Er ſetzte ſie auf ein'n breiten Stuhl,
Er blies ihr Feuer und Flammen zu,
Ein'n goldnen Becher gab er ihr in die Hand,
Daß ihr das Blut zu'n Nägeln 'raus ſprang.
„O weh, o weh, meinem Vater Schand,
Daß er mich nicht zur Schulen zwang!
O weh, o weh, meiner Mutter Schand,
Daß ſie mich nicht zur Kirchen zwang!
Was helfen mir meine goldnen Schuh,
Sie tragen mich jetzt der Höllen zu
Und muß nun jämmerlich verbrennen.“

Dies Gedicht, das aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert ſtammen mag, habe ich in meiner Kindheit von meiner Mutter gelernt, die es wohl in der Schule gelernt haben mochte, wo man die Hölle noch rein ſinnlich

als einen Feuerpfuhl darstellte. Bei Verwandten habe ich damals noch alte Postillen gesehen, in denen die Hölle so abgebildet war, Teufel mit Pferdefüßen und gehörnten Fratzen schürten mit Gabeln das Feuer an; es waren Bilder, die an die gräuelvoll komische Versuchung des heil. Antonius erinnerten. Wie aber auch der Rahmen sei, worein der Gedanke gefaßt, das Gedicht ist doch ganz dem reformatorischen Geist Deutschlands entsprossen, der nicht nur die Kirche reformirte und das religiöse Bewußtsein läuterte, sondern auch die Schule als eine nationale Volksanstalt begründete.

Jetzt, wo ich mein erstgebornes Kind in die Schule führe, verzeichne ich ihm gern zum Andenken dieses Vermächtniß meiner seligen Mutter. Waren auch später die religiösen Ansichten derselben geläutert genug, um, unbewußter Weise, im Einklang mit der Religiosität eines Schleiermacher zu stehen, so ist doch dies Gedicht eine Art Bindeglied mit dem Jahrhundert unsrer Reformatoren und als solches ist es mir immer eine liebe Erinnerung geblieben.

Ich habe ihr nun die erste Schiefertafel, den ersten Schieferstift, das erste Schulbuch gekauft; diese Ausgabe steht gewissenhaft mit dem Datum verzeichnet. Ueberlegt es wohl, um die Wichtigkeit und die Tragweite dieser so unscheinbaren Ausgabe zu ermessen.

Und nun bringt sie zum ersten Mal eine kleine Schulkameradin mit nach Hause. Sie wollte derselben ihre Wohnung zeigen, sie betrachtet sich halb und halb als eigene Herrin. Mit welch liebevollem Blick wir

das fremde Kind betrachteten, das die Freundschaft und das Vertrauen unsers Töchterchens gewonnen hatte! wie wir es segneten aus vollem Herzen!

Aber das sehen wir nun, mit der schönen Abgeschlossenheit unsers Familienlebens ist es vorüber. Mit der Schulkameradin hat nun neben uns auch eine Fremde Platz in Bertha's Herz genommen; ein neues Leben beginnt.

Nur in wenigen Grundlinien will ich dir noch, mein Kind, den Weg durch die Schule vorzeichnen.

Um faßlich zu reden: zwei Grundanlagen hat der Mensch, es ist der Verstand und das Gemüth, beide machen den Geist aus. Das Gedächtniß ist die Vorrathskammer, worin die Kenntnisse, die Nahrung, die der Geist zu eignen Gebilden zu verarbeiten hat, aufbewahrt werden. Es gilt nun einerseits Kenntnisse einzusammeln, zweitens die beiden Grundanlagen auszubilden.

Laß dich nie von der Phantasie verleiten, den Verstand zu gering zu schätzen. Der Moralist Zimmermann sagt: „Hängt der Verstand an die Einbildungskraft sein Blei, so ist man zwar weniger eilig, aber den Schritt, den man vorwärts gethan hat, macht man nie zurück."

Was aber die Religion betrifft, auf welcher die Bildung des Gemüthes vor Allem beruht, so sagt Herder: „Die Religion Christi, die er selbst hatte, lehrte und übte, war die Humanität selbst. Er kannte für sich keinen edlern Namen, als daß er sich den Menschensohn, das ist, einen Menschen nannte."

Johann Gottfried Herder, einer der edelsten und geistvollsten Menschen, die nicht nur Deutschland, sondern

überhaupt die Menſchheit geziert haben, der die Litteratur und Geſchichte faſt aller Zonen und Zeiten durchforſcht hatte, zartſinniger Dichter, tiefdenkender Hiſtoriker und frommer Theolog, ſtarb als Präſident des evangeliſchen Oberconſiſtoriums zu Weimar.

Den Worten dieſer beiden tiefen Denker füge ich noch den alten römiſchen Spruch hinzu:

Nicht für die Schule, ſondern für das Leben lernen wir! —

Druck von Hundertſtund & Pries in Leipzig.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in Leipzig sind erschienen:

Karl Friedrich Rinne. Der orthodoxe Glaube und die orthodoxe Kirche im Hinblick auf das Evangelium vom Reiche. Oder: Die Versöhnung des Christenthums mit der Cultur des Geistes. Eine politisch-religiöse Abhandlung. gr. 8. geh. 1 Mark 80 Pf.

Inhalt: Wo stehen wir? — Der orthodoxe Glaube — Die orthodoxe Kirche — Verderbliche Wirkungen und Folgen des orthodoxen Glaubens und der orthodoxen Kirche — Entstehung und Bildung des orthodoxen Glaubens und der orthodoxen Kirche — Der Glaube an Christum, die Liebe und der Geist — Der christliche Staat und die christliche Kirche — Annähernde Verwirklichung des Reiches Gottes durch die Staaten — Das deutsche Reich als Musterstaat für die nationalen Kirchen — Uibereinstimmung des Christentums mit dem geistigen Bewußtsein der Zeit und Einhelligkeit der christlichen Bekenntnisse und Kirchen untereinander — Einheit von Religion und Vaterland, von Kirche und Staat — Die Erhebung der Sittlichkeit und das rechte sociale Verhältniß — Die Uibel der Menschheit. Optimismus und Pessimismus — Schlußwort.

Ein Versuch, den Staat als den eigentlichen Träger der Idee des Christenthums, die constitutionelle Monarchie als den relativ vollkommensten Ausdruck derselben darzustellen und in der Weiterentwicklung vornehmlich des deutschen Staatswesens die Lösung der kirchlichen und socialen Wirren der Gegenwart zu finden.

Wilhelm Lang. Transalpinische Studien. 2 Bände. 8. geh. 6 Mark.

Inhalt: Die Petrussage — Dante — Savonarola — Die Gedichte Michelangelo's — Alessandro Manzoni — La Farina und der italienische Nationalverein — Niccolini — Cavour und die freie Kirche im freien Staate — Deutsche und italienische Einheit.

Diese Essays des geschätzten Italienkenners und Redacteur des „Schwäbischen Merkur" behandeln wichtige Zeit- und Tagesfragen und sind schon bei Gelegenheit früherer Veröffentlichungen durch die periodische Presse ihrem vollen Werthe nach anerkannt worden.

Emilio Castelar. Erinnerungen an Italien. Deutsch von Julius Schanz. Autorisirte Ausgabe. Mit einer Vorrede des Verfassers. 8. geh. 4 Mark.

Inhalt: Ankunft in Rom — Die große Ruine — Das unterirdische Rom — Die Sixtinische Kapelle — Der Campo Santo in Pisa — Venedig — Auf den Lagunen — Der Garten des Vatikans — Das Ghetto — Die große Stadt — Parthenope.

Diese glänzenden Schilderungen Castelars, die bereits ins Englische, Französische und Italienische übersetzt wurden, werden hier dem deutschen Publikum in einer durchaus trefflichen vom Autor hochbelobten Uebertragung zugänglich gemacht. Unsere deutsche Ausgabe zeichnet sich vor allen anderen noch dadurch aus, daß der Autor in einem eigens zu ihrer Einführung geschriebenen, sehr umfangreichen Vorworte für die Verbrüderung der germanischen mit den romanischen Nationen eintritt und an der Hand der Geschichte nachzuweisen sucht, daß alle Errungenschaften der modernen Cultur beiden Racen, die eine nothwendige gegenseitige Ergänzung bilden zu gleichen Theilen zu danken sind.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in Leipzig sind erschienen:

Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters.

Ihren Sängern nacherzählt von **Ferd. Bäßler.**

1. **Die Frithjofs-Sage.** 2. Aufl. M. — 75. 3. **Gudrun.** 2. Aufl. M. 1. 25.
2. **Der Nibelungen Noth.** 3. Aufl. M. 1. 25. 4. **Die Rolands-Sage.** 2. Aufl. M. 1. 25
6. **Die Alexander-Sage.** 2. Aufl. M. 1. 25.

Diese vorzüglichen Bearbeitungen altdeutscher Heldenlieder werden von maßgebender Stelle aufs Angelegentlichste empfohlen und sollten in keiner Haus-, Schul- oder Volksbibliothek fehlen.

Reinhard Neuhaus.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Schillerformat. Kupferdruckpapier. Original-Prachtband mit Goldschnitt. M. 5. 50.

Die Kritik hat den Neuhaus'schen Gedichten die wärmste Anerkennung entgegengebracht. Ferdinand Freiligrath und Emil Rittershaus rühmen „die schwungvolle Sprache, die Plastik der Darstellung im epischen Gedichte, die Tiefe und Wahrheit der Empfindung in der Lyrik, die mannhafte, freie Gesinnung." Die „Europa" schreibt: „Wärme und Innigkeit der Empfindung, Schwung und Mannigfaltigkeit der Phantasie, Tiefe und Reichthum des Gedankengehalts und Ernst und Würde der Gesinnung sind die glänzenden Merkmale derselben. Unser Dichter gebietet mit Meisterschaft über die Form: im Liede melodiös, im Reflexionsgedicht marmorglatt und in der erzählenden Dichtung leichtflüssig, bekunden seine Poesien eine fast Platen'sche Formvollendung." Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sagen nach Mittheilung eines Gedichtes aus der Sammlung: „Von ähnlichem elegischen Schmelze und einer gleich dramatischen Lebendigkeit sind außer diesem Gedichte noch mehrere andere der Neuhaus'schen Sammlung, wie „Ich ziehe mit", „Zwei Schwestern", und „O geh zur Ruh'". Wir können von dem werthvollen Buche nicht scheiden, ohne ihm den Wunsch mit auf den Weg zu geben, es möge — zur Ehre des deutschen Publikums — recht viele Leser finden."

Filippo Dr. Filippi.

Richard Wagner. Eine musikalische Reise in das Reich der Zukunft. Aus dem Italienischen von F. Furchheim. Autorisirte Uebersetzung. 8. eleg. geh. 2 Mark.

Filippi — vielleicht der competenteste Musikkritiker des modernen Italien und durch seine geist- und witzvollen Feuilletons in der Mailänder „Perseveranza" von großem Einflusse auf die öffentliche Meinung seines Vaterlandes — berichtet in diesem Werkchen über eine Reise nach Weimar, die er im Jahre 1870 bei Gelegenheit der daselbst stattfindenden Musteraufführungen Wagner'scher Opern unternahm. Von durchaus italienischem Standpunkte, aber unter warmer Anerkennung des hervorragenden Talentes Richard Wagners, schildert er die gehabten großen Eindrücke, mischt jedoch den ausführlichen Analysen der dargestellten Musikdramen eine solche Fülle pikanter Kleinigkeiten über Personen und Dinge bei und weiß so Ergötzliches von Land und Leuten zu erzählen, daß unsere Uebersetzung, die sich treu an das Original hält, dem deutschen Publikum nicht unwillkommen sein dürfte, zumal die Bayreuther Festspiele nahe bevorstehen.

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

10M—8.40

370.212 .S472
Das Kind :
Stanford University Libr
3 6105 042 739
370.
LIBRARY, SCHOOL OF EDUCATIO